goekring

Geschichte

der

Revolution

von der

großen französischen Umwälzung an bis auf unsere Tage.

Von

C. Goehring,

Verfasser von:
„Deutschlands Schlachtfelder“
u. a. W.

Zweiter Band.

Leipzig, 1849.
C. W. B. Naumburg.

BIBLIOTHECA REGIA MONACENSIS

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Bayerische Staats- Bibliothek

Viertes Stück.

Entwickelungen in Deutschland.

1.

Die geschilderten beiden Revolutionen waren die sächliche Grundlage der großen Revolution, welche das neunzehnte Jahrhundert in seinen Schooß aufzunehmen bestimmt ist, und welche jetzt, im Jahre 1848, noch bei weitem ihr Ende nicht erreicht hat.

Beide, so wenig ähnlich mit einander, wirkten für einen und denselben Zweck, jene in positiver, diese, so darf man es nennen, in negativer Weise.

Der große Krieg, welcher dem wieder dem Herrenthum verfallenen Frankreich entsprang und endlich den polnischen und französischen Bewegungen eine Verknüpfung gab, die ihnen bei den Revolutionen selbst ganz gefehlt hatte, dieser Krieg verdeckte zwar die lebendige Wirkung, welche die beiden Revolutionen in halb Europa und namentlich in Frankreich, Italien und Deutschland hervorgebracht hatten, aber er tödtete sie keineswegs.

Die Revolution dauerte fort. Im Geiste der

Völker lag der lebendige Nerv. Alles Aeußere umgab ihn nur, ohne ihn zu drücken, und schützte ihn mehr, damit er sich wohl entwickele, als daß es ihn berührte, damit er verderbe.

Mit seinen in der Atmosphäre der Freiheit zu unüberwindlichen Mächten erstarkten Schaaren hatte Napoleon das alte deutsche Kaiserthum aus seinen Fugen geworfen. Seinen Scheitel schmückte die alte deutsche Krone der Longobarden, die beste Zierde der deutschen Kaiser, das Andenken an eine große Zeit des deutschen Reichs.

War diese deutsche Krone auf der Stirn des Fremdlings ein Hohn für Deutschlands von Gottes Gnaden stammende Herren, oder für Deutschlands Völker? Ein Hohn für jene Herren hätte sie sein können, und die Völker würden darüber nicht Wehe geschrien haben; aber Napoleon, nun selbst ein Herrscher, machte sie auch zu einem Hohn für die Völker, und dies verband die Völker und Fürsten eben so fest mit einander, als der Geist der neuen Zeit sie bereits getrennt hatte.

Es galt zuerst den Kampf gegen eine Nationalknechtschaft, und dieser war in Deutschland nothwendig, damit für die neue große Geschichtsepoche das Gefühl des Deutschthums, der deutschen Einheit er-

wacht und wirkend auf den Schauplatz der nahen Revolution trete.

2.

Nachdem Napoleon Oestreich und mit diesem auch Rußlands in Oestreich befindliche Heeresmacht geworfen, (was durch die Gefangennahme eines östreichischen Heeres von 60,000 Mann bei Ulm am 17. October 1805 und in der sogenannten Dreikaiserschlacht, bei Austerlitz, am 2. December 1805 geschah) hielt ihn nichts mehr in dem Bestreben, Deutschland in seine Botmäßigkeit zu bringen, auf.

Nichts hätte einem mächtigen Kriegshelden leichter werden können, als dies. Der Fluch der deutschen Vielherrschaft wirkte segnend auf Napoleons Seite. Die Völker galten nichts, und die Fürsten entschieden sich leicht in der Wahl, welche ihnen Napoleon ließ.

Wohl erinnerte manche deutsche Stimme, hervortönend aus dem Kreise des Volks, an die deutsche Ehre und die in Deutschlands Einigkeit beruhende unüberwindliche Macht. Reichsgrundgesetzlich waren die Fürsten nicht zu einer Einheit verbunden,

und um die Nothwendigkeit dieser Verbindung ihren Völkern nicht einzugestehen, mochten sie auch in der Noth eine solche nicht gelten lassen, ja manchem von Ihnen war es wohl nicht unlieb, sich gänzlich vom deutschen Interesse abzuwenden, um einen Beweis der persönlichen höchsten Machtvollkommenheit, der gänzlichen Unabhängigkeit zu geben.

Die Fürsten von Baiern, Würtemberg und Baden schlossen, statt mit den übrigen Herren der deutschen Lande, mit Napoleon ein Freundschaftsbündniß, und dieser konnte es nun wagen, in den deutschen Staatengebiete Anordnungen zu treffen, die die deutschen Volksstämme, selbst diejenigen, welche nicht von der Hand des frechen Fremdlings wirklich angetastet wurden, in tiefster Seele empören mußten.

Freilich waren diese Anordnungen denjenigen Herrschern, welche sich an Napoleon angeschlossen, zum Vortheil, und dies verursachte bald den Anschluß noch mehr deutscher Fürsten — im Ganzen sechzehn.

Was galt diesen feilen Leuten die deutsche Ehre und der Stolz des Volkes, an dessen Spitze sie standen, wenn sie als Herrscher gewannen? Durch die Vereinigung dieser deutschen Fürsten mit oder vielmehr unter dem mächtigen Fremdling, welche unter dem Namen Rheinbund bekannt ist, wurde die

deutsche Reichsverfassung, die ohnehin nur noch in einem Gedanken bestanden hatte, gänzlich vernichtet und eben so gänzlich die Macht Deutschlands vernichtet. Denn das halbe Reich war mit dem Fremdling und hob die Macht der andern Hälfte des Reichs auf.

Solches Unglück war über das alte herrliche Heldenreich durch die Herrscher gekommen. Das Volk wimmerte in seinem Herzen — denn laut durfte es nicht wimmern — über seine Erniedrigung und Schmach, und schämte sich jämmerlich des Stolzes, in welchen sich seine Herren knechtssinnig wie die schlechtesten Sklaven unter dem Arme des fremden Oberhauptes freueten.

Wohl oft hatten die deutschen Völker die Herrscher hassen gelernt, verachten aber nie so wie jetzt, ja nie hatten sie sich selbst so verachtet und im Herzen mit Vorwürfen beladen als jetzt. Und so sollt' es sein, so wollte es, so brauchte es die Geschichtsperiode, welche sich aus dem zusammenstürzenden Gerüll der alten entwickeln sollte.

Schon jetzt waren die deutschen Völker zu der Revolution, dem Aufstande gegen das Herrenthum, reif, welchen die Franzosen funfzehn Jahre früher unternommen hatten. Allein das Kriegsgewitter,

welches über den Gauen schwebte, verhinderte ihn und nöthigte dazu, mit den Herrschern, und zwar vorzüglich mit denen, welche dem Rheinbunde nicht beigetreten waren, zusammenzuhalten.

Den Uebermuth, welchen der entartete Sohn der ausgearteten französischen Republik in seiner höchsten Macht an Deutschland ausließ, wurde endlich so empörend, daß selbst Throne den Schmerz ihrer Schmach empfanden und sich von dem Entschluss hinreißen ließen, Deutschlands Ehre zu retten.

Der preußische Thron, auf dem sich wunderbarer Weise die Tugenden und Gefühle einer echten Tochter Freias verlaufen, stand hierbei allen anderen voran. Freilich erhielt auch dieser Thron ein großes Stück von der Schmach und Demüthigung zu tragen, welche das Volk empfinden mußte.

Auf Luisens Andringen entschloß sich Friedrich Wilhelm III. zur Kriegserklärung gegen den übermüthigen Kaiser von Frankreich. Allein seine Erklärung floß nicht aus dem Heldenbewußtsein, mit welchem die Urväter der Germanen Kriege unternahmen, sondern aus dem Vertrauen auf russische Hilfe, und darum hätte das Unternehmen wohl auch mißglücken müssen, wenn sich mit Napoleon nicht deut-

sche Waffen den deutschen Waffen entgegengestellt hätten.

Die preußischen Kriegsvölker vereinigten sich bei Jena, an der Grenze des Landes, bereit, auch ohne die versprochenen russischen Hilfscorps dem Feinde zu widerstehen. Aber sie unterlagen, damit die Schmach des deutschen Volkes vollkommen werde und sich so tief in das Gefühl hineindrücke, daß sie nie vergessen werde und so lange an das erinnere, was dem deutschen Volke verloren gegangen, bis es erreicht sei.

Der 14. Oktober 1806 war es, welcher die furchtbarste Mahnung an die deutschen Völker richtete und in seinem Kanonendonner ein Gericht über Deutschlands Fürsten hielt, welches erst nach Jahren völlig verständlich und ausgeübt werden sollte.

Nach der furchtbaren Niederlage bei Jena war Preußen nicht im Stande, der Fluth der französischen Schaaren einen Damm entgegen zu setzen. Die preußischen Festungen, in den Händen echter Söhne des Adelstandes, die allezeit bereit sind, stolze Knechte desjenigen Herrn zu werden, auf dessen Seite Sieg und Glück sind, gingen eine nach der andern an den Feind über. Bald war er völlig im Besitze Preußens; bald dann auch im Besitze Hannovers, Oldenburgs, Mecklenburgs, Hamburgs, Bremens, Lü=

becks, Fuldas, Hessens und aller Staaten, welche sich mit den Staaten des Rheinbundes nicht vereinigt gehabt.

Und diesen Eroberungszug führte der Kaiser von Frankreich vorzugsweise durch deutsche Heerschaaren aus, mit Deutschland besiegte er Deutschland, mit dem deutschen Schwerte machte er sich zum Besitzer der deutschen Erde.

Fürwahr, größer war nimmer die Schmach des deutschen Volkes gewesen; und diese Schande hatten die deutschen Herrscher dem deutschen Volke bereitet, die feilen Herren mit den Kronen dem biedern unmündigen Volke!

Die Schmach des Volkes hatte noch lange die Vollkommenheit nicht erreicht, welche ihr werden sollte. Ein Befehl Napoleons verbot dem Volke jeglichen Verkehr mit England. Das empfanden die Völker viel mehr als die Throne. Einen lebendigeren und erbitternderen Beweis ihrer Unterwürfigkeit einem fremden Herrn, wie den in der Continentalsperre, hatten sie noch nicht erhalten. Ein Fremdling, ein Franzose, verbot den Verkehr mit England, und das deutsche Volk mußte gehorchen, trotz der Souverainität seiner Fürsten. Dahin hatten es seine Fürsten kommen lassen, dahin halten sie es gebracht. Was

kümmerte sie die Schmach des Volkes; nur nach ihrem besonderen Wohlergehen hatten sie zu fragen gelernt!

Wenn aber diese Ereignisse das Volk erbitterten, so wurde es dadurch, daß Napoleon die mächtigsten Anstalten traf, seine Herrschaft zu verewigen, in den tiefsten Jammer versetzt.

Feil wie allezeit waren die Fürsten, wurde ihnen ein Vortheil geboten, auch jetzt noch, denn der im edlen Volke lebendige und heimische Wahlspruch „besser in Ehren untergehen, als in Schande fortbestehen" war keine Philosophie aus ihrer Schule. Es kam Napoleon jetzt alles darauf an, im Herzen, im Kerne, Deutschlands seine Macht zu einem festen Sitze zu bringen. Wie hätte es ihm nicht gelingen sollen, da Deutschland Fürsten hatte? Freudig bot der Fürst des alten ruhmreichen Sachsenlandes dem frechen Eroberer die Hand, ja er schwor ihm auf die Hostie, ihm treu zu sein und alle seine Pläne zu unterstützen mit der ganzen Macht, welche ihm sein Vermögen und sein Volk gewähren.

Ha, so wurde das deutsche Volk gemißbraucht, so wurde es selbst für die Schmach, für den Tyrannen verwendet, welcher ihm das Herz zerriß. Konnten sich mächtigere Hebel in Bewegung setzen, die

Periode des Herrenthums durch eine andere Geschichtsperiode zu verdrängen?

So im Besitze Sachsens, daß er darin aller derjenigen Vortheile theilhaft war, welche ihm das eigene Reich gewährte, konnte Napoleon nun mit der äußersten Dreistigkeit seinen gebieterischen Degen nach allen Seiten hin über Deutschlands Gaue ausstrecken und den Krieg siegreich enden, welchen er noch gegen Preußen und das diesem verbündete Rußland führte.

Die List war dem furchtbaren Manne kein ungewöhnteres Kampfmittel als das Schwert. Polen wurde zur Freiheit aufgerufen und ihm die mächtigste Mitwirkung von Seiten Napoleons und des Königs von Sachsen zugesichert. Die Schandthat der an Polen begangenen Räuberei sollte furchtbare Rache finden, und wohl durfte man darin eine Gerechtigkeit der Vorsehung feiern, wenngleich der Aufruf zum Aufstande der Polen in Napoleons Munde nur als ein niederträchtiges, obenein (in Betreff der Polen) betrügerisches Werk der List verdammt werden muß.

Die Polen erhoben sich nun freiheitstrunken und lähmten dadurch nicht minder Rußlands als Preußens Macht. Bei Eilau fanden sich am 8. Februar

1807 das napoleonische und das preußisch=russische Heer kampfbereit. Die Schlacht blieb unentschieden, aber Napoleon im Besitze der Vortheile. Am 14 Juni desselben Jahres, als der Aufstand der Polen sich bereits zu einer Macht entwickelt hatte, kam es bei Friedland zu einer neuen Schlacht, und Napoleon trug natürlich den Sieg davon.

Die russischen Heere zogen sich in Folge derselben zurück. Ihr Kaiser schloß Frieden mit dem französischen Kaiser, und der König der Preußen mußte sich dem Fremdling gleichsam auf Gnade und Ungnade ergeben.

In dieser schmählichen Lage Preußens gab abermals jene herrliche Tochter Freias, Luise, Beweise daß wohl auch Throne fähig sind, hehre Tugenden zu tragen, Tugenden, die sich seit Jahrhunderten nur in dem Schooße des Volkes blicken ließen.

Das frechste, was der französische Gewaltherr an Deutschland verüben konnte, geschah nun. Er riß von Preußen die Hälfte los, zog an diese eine Menge anderer deutscher Staaten und Stücke von solchen, bildete also, deutsche Stämme nach Willkür zerreißend und zusammenwerfend, daraus ein neues Königreich (Westphalen) und gab dies seinem Bruder, dem verächtlichen Schwelger Hieronymus.

Ha, dem deutschen Volke zitterte es im Herzen. Seine Wuth packte es wie ein Krampf. Aber es wußte jetzt, wo das fluchwürdige Werkzeug vor ihm stand, nicht, nach wem eigentlich die krampfige Faust seiner Wuth zuerst greifen solle; es wußte nicht zu wählen zwischen dem Urheber und dem Vollbringer seiner Schmach.

Um sich aus der tiefen Erniedrigung wieder empor zu heben, begannen nun verschiedene Herrscherthrone selbst die Revolution, zu welcher der Geist der Zeit die Völker aufrief. Auch hierbei ging der preußische voran. Die Forderungen der Völker zuerkennend, gaben die Throne Rechte an die Völker zurück, welche sie denselben entrissen gehabt, und in denen sie sich frech und stolz gebrüstet, als ob die Gnade Gottes allein ihre Mutter wäre und das Volk nicht die mindeste Verwandtschaft mit ihnen hätte.

So wurde in Preußen das Vorrecht des Grundbesitzes, namentlich des Besitzes der Rittergüter aufgehoben, es wurde den Städten das Recht der Selbstwahl ihrer Vertreter und Verwalter wiedergegeben, es wurde allen Ständen das Recht der Theilnahme an dem Staatswesen zugestanden, es wurde

allen Ständen das Recht auf jegliche Würden im Heerwesen zuerkannt rc.

Durch solche Geschenke — welche im Grunde des Dankes nicht werth waren, da sie als ein rechtmäßiges Eigenthum nie hätten aus der Hand des rechtmäßigen Eigenthümers kommen sollen — glaubten die Throne ihre Völker also zu stärken, zu beleben und im Herzen zu rühren, daß sie dankbar alles aufwendeten, sie (die Throne) zu retten.

Noch waren die Völker politisch ungebildet genug, noch kannten sie trotz dem in Polen gesehenen Schauspiele die Fürsten viel zu wenig, als daß sie nicht durch die fürstlichen Geschenke hätten für die Fürsten gewonnen werden sollen. Dem fremden Eroberer gegenüber hatten ja ohnehin Völker und Fürsten immer in mancher Beziehung gleichen Zweck.

Die deutschen Völker schienen sich übrigens in dieser Zeit der tiefsten Schmach neu zu verjüngen. Niemand aber mochte noch begreifen, daß der waltende Geist der Welt diese Verjüngung vielmehr auf ein ganz anderes Schlachtfeld berechnet hatte, als das, welches Napoleon abgezeichnet hatte.

In dem brennenden Drange nach nationaler Freiheit wurde die Idee der directen Volksfreiheit immer mächtiger. Die Alten regten sich, die Jungen.

Was jene lehrten, wurde bei diesen zur That. Es schien, die Zeit der deutschen Urväter wolle wiederkehren, wo die herrlichen Jünglinge im blutigen Waffentanze sich zu Riesen ausbildeten, die Jungfrauen, im Gefühle für Freiheit und Heiligkeit, des Heerdes herrliche Tugend in ihren gesunden urkräftigen Seelen ausbildeten, die Väter todesmuthig im Angesicht des drohenden Feindes auf der Thingstatt ihre Ehre bewiesen und den Kampf, ungeachtet der Nähe des übermächtigen Gegners, jauchzend und jubeltobend beschlossen, und die Mutter, mit dem Auge an Wodans Sternenburg hangend, ihren geliebten Söhnen mit furchtbarer Stimme den Fluch nannten, den sie auf den Ehrlosen, den Entehrer ihres keuschen heiligen Schooßes zu schleudern im Stande sei.

Und wie das alte Deutschthum wieder erwachte, so kehrte auch mehr und mehr die alte Heldenkraft, aber mit ihr auch der Durst nach der alten deutschen Freiheit wieder. Von der alten dentschen Heldenkraft gab zuerst Oestreich einen schönen Beweis.

Der Aufstand Spaniens gegen den ihm als König aufgedrungenen Bruder Napoleons, hatte diesen Deutschland zu verlassen genöthigt. Diesen Augenblick benutzte das östreichsche Kaiserhaus, um die

verjüngten Kräfte des alten Heldenvolkes zu einer Macht zusammen zu ballen, an welcher das Ungewitter zerstäuben sollte, welches Napoleon auch über Oestreich zu führen beabsichtigte.

An 400,000 Mann waren zusammengetreten. In drei großen Corps, angeführt von drei Erzherzögen (Karl, Johann und Ferdinand) zog diese Armee nach verschiedenen Seiten hin, auf welchen Oestreich vorzugsweise stark bedroht war, nämlich nach Böhmen, dem Rhein und Italien.

Schleunigst kehrte Napoleon nach Deutschland zurück, und drang fliegend mit einer starken, aus deutschen und französischen Truppen bestehenden Armee in Oestreich ein.

Gerade die deutschen Truppen, nämlich die der Rheinbundmitglieder, eröffneten seinen Zug. Schon von Frankreich aus hatte er an die Fürsten des Rheinbundes den Befehl gesendet, sich gegen Oestreich in Bewegung zu setzen, und diese Männer, anstatt mit Oestreich sich zu verbünden, hatten dem Befehle des Unterdrückers von Deutschland freudigst und eiligst gehorcht. Der Grimm der deutschen Völker war so groß, als ihr Schimpf unter der Feilheit ihrer Fürsten. Aber wohl, so mußte es sein,

damit sich eine neue bessere Geschichtsperiode entwickele!

In fortwährendem Kampfe drang Napoleon bis Wien vor. Da traten ihm die Helden unter dem Erzherzog Karl rasch entgegen, und eine Schlacht entspann sich, welche in ihrer zweitägigen Dauer lebendige Bilder des alten deutschen Heldenthums in reicher Zahl gestaltete und in ihrem für die Deutschen siegreichen Ausgange gute Hoffnung erweckte. Das war die Schlacht bei Aspern und Eßlingen am 21. und 22. Mai 1809.

Allein so war das deutsche Heldenthum noch nicht wieder erwacht, daß es eine Dauer besessen hätte, wie in alten Zeiten. Das Bewußtsein der unwürdigen Lage unter dem eigenen Fürsten entkräftete den Arm des Volkes wieder, und als am 5. und 6. Juli aufs Neue das Gottesurtel gefordert wurde, entschied es sich gegen Oestreich.

Der Kaiser hatte die Kraft des Volkes sehen sollen, aber die Früchte derselben zu ernten, wurde er von der Vorsehung nicht werth geachtet. Die Schlacht bei Wagram entschied sich zu Napoleons Vortheile, und zwar zum großen Theile durch die Schuld des Erzherzogs Johann, welchen das gegen=

wärtige Jahr auf Deutschlands neuentstandenen Reichsverweserstuhl gerufen hat.

Nach dem verunglückten Kampfe der Oestreicher gegen Napoleon, erhob sich Tyrol zu einem Freiheitskampfe, der vielleicht geglückt sein würde und köstlich, herrlich gewesen sein würde, wäre etwas anderes, als die Ehre sklavensinniger Treue seine Triebfeder gewesen.

Andreas Hofer, das Haupt des Aufstandes, wurde endlich von bairischen und französischen Soldaten gefangen genommen und erschossen. Er opferte sein Leben dem Kaiser Franz. Hätte er es der Freiheit des Volkes geopfert: schöner würde sein Monument aussehen.

3.

Mit der diesmaligen Besiegung Oestreichs, welche Oestreich um ein großes Stück zu Gunsten Baierns und Italiens kleiner machte, und der Unterdrückung Tyrols war Napoleons Macht in Deutschland auf ihre höchste Stufe gestiegen.

Dies durch einen großen Triumph zu feiern, erzwang sich Napoleon eine östreichische Kaisertochter

zur Gemahlin. Und in der That war dieser napoleonische Triumph der höchste Grad der deutschen Schmach. (Doch wollen wir damit keineswegs sagen, daß eine Kaiserstochter etwas Besonderes wäre; genug, um jene Worte zu motiviren, daß sie eine Tochter Deutschlands war und gezwungen, dem Zertrümmerer ihres Vaterlandes und Geißeler ihres Volkes bräutlich die Hand reichen mußte).

Napoleons Hochzeitfeier begleitete in Deutschland eine Menge Gebietsveränderungen, welche die Erbitterung des Volkes gegen den Gewaltherrn aus der Fremde auf den höchsten Grad; die Erbitterung gegen die eigenen Fürsten, welche sich ungeachtet ihrer schmählich ehrlosen Lage nicht zu einer kühnen und kräftigen Vereinigung entschließen mochten, auf einen sehr hohen Grad steigerte. So wurden Oldenburg, Hamburg, Bremen, Lübeck (auch das Königreich Holland) Frankreich einverleibt.

Aber das Joch der Fremdherrschaft sollte nicht ewig dauern. Napoleons rastloser Geist fand in Deutschland nicht genügende Beschäftigung mehr, und suchte einen neuen Wirkungskreis. Nur Rußland war noch übrig. Das übrige Europa, mit Ausschluß des Türkenlandes, war dem Weltbezwinger schon unterthänig. Die Aufhebung der tractatmäßig

noch in Rußland bestandenen Continentalsperre gab dem französischen Kaiser Gelegenheit, seinem drängenden Geiste zu folgen.

Im Frühling des Jahres 1812 versammelte Napoleon ein Heer von mehr als einer halben Million Krieger Und mit diesem zog er durch Polen nach Rußland.

Zu Deutschlands Schmach mußten die Armeen der deutschen Fürsten ihm folgen auf dem Wege, den Deutschlands Völker um der unnatürlichen doppelten Sklavenschaft ihrer Söhne willen mit Millionen Flüchen bestreueten.

Aber in Rußland zerbrach das Glück des Welteroberers. Moskau's Flammen und der Schnee der russischen Steppen thaten, was die Kraft keines europäischen Volkes vermocht hatte.

Da aber sprach sich der deutsche Volksgeist plötzlich in dem Verhalten der mit Napoleon gezogenen deutschen Kriegsvölker aus. Sie zersprengten die Sklavenkette, sie verließen, selbst gegen den Willen ihrer Fürsten, das große französische Heer und zitterten verlangend dem Befehle entgegen, ihre Waffen gegen des Vaterlandes nichtswürdigen Unterdrücker zu wenden.

So wichen vom rechten Flügel des auf den Rück-

zug begriffenen französischen Heeres die preußischen Truppen unter dem General York, vom linken die östreichschen unter dem General von Schwarzenberg

Jetzt sahen die deutschen Fürsten, welche unter Napoleon dulden gemußt, die Möglichkeit, ihre Macht und Freiheit wieder zu erlangen. Da kam es keinem derselben darauf an, den Völkern beinahe alles zum Geschenke anzubieten, was sie ihnen ohnehin schuldig waren. So versprach der König von Preußen seinem Volke, indem er es zu den Waffen gegen den Feind Deutschlands aufrief, eine Selbstverwaltung (Constitution).

Mit hoher Begeisterung strömten die rüstigen Söhne Deutschlands in das Heer. Sowohl in Preußen als in Oestreich, welches sich noch eine zeitlang neutral verhielt, wuchs es zu einer außerordentlichen Größe an.

Inzwischen aber hatte Napoleon eine neue Armee in Frankreich gebildet, und nachdem er diese, unterstützt von den deutschen Fürsten des Rheinbundes, mit den Trümmern der aus Rußland zurückgekehrten vereinigt, ließ er aufs Neue den Krieg in Deutschlands Gauen losbrechen.

Aber er fand jetzt in Deutschland, namentlich in Preußen, ein neues Volk. Da stand alles in Waf=

fen, Greise und Jünglinge, ja selbst Frauen. Der Geist des Urvolkes mit all' seinen Heldenideen und Heldengefühlen war mit den Freiheitsideen erwacht. Und gewiß nicht ohne gewichtige Ursache stiegen jetzt in Napoleons Seele Ahnungen des nahen Endes seines Glückes auf.

Preußen und Mecklenburg waren fast die einzigen deutschen Staaten, welche, unterützt von Rußland, gegen Napoleon kämpften, und wenigstens den Ruhm gewannen, von dem vielfach überlegenen Feinde nicht entscheidend geschlagen worden zu sein; denn weder die Schlacht bei Lützen und Großgörschen, noch die bei Bautzen vernichtete Preußens Heer, welches sich jetzt mit ungemeiner Schnelligkeit in dem Bewußtsein, daß nun bald auch andere Volksstämme Deutschlands am Kampfe Theil nehmen werden, so kräftigte, daß ihm die Schlachten bei Großbeeren, an der Katzbach und bei Dennewitz glänzend siegreich zu bestehen gelang.

Der Anschluß Oestreichs, der bald auch bei anderen deutschen Staaten, vom Verlangen der Völker gedrängt, Nachahmung fand, sicherte die Entscheidung des großen Krieges.

Napoleon, dessen vereinzelte Corps fast alle geschlagen worden, wollte jetzt sein Glück auf eine große

Schlacht setzen, und vereinigte deshalb alle seine Armeen in den Ebenen Leipzigs. Wohl mochte es jetzt dem Welteroberer in Deutschlands Gauen bange werden. Denn auch Baiern fiel nun vom Rheinbunde ab (am 8. October) und begann im Rücken der französischen Armee gegen dieselbe zu operiren. Die meisten der übrigen Rheinbundfürsten begannen jetzt ihren Vortheil in einem gleichen Schritte, wie der des Königs von Baiern, zu sehen, und ihre Sinnesänderung machte sich dem Kaiser von Frankreich schon vor der Schlacht von Leipzig empfindlich bemerkbar.

Am 16. October brach das fürchterliche Kriegswetter bei Leipzig los. Beinahe eine Million Menschen stand da im Kampfe gegen einander, und fast ein Viertheil derselben ging zu Grunde. Drei Tage lang währte die Schlacht. Am Abend des 18. war sie mit der Niederlage der Franzosen, welche sich bei dem Rückzuge derselben noch um vieles vergrößerte, entschieden.

Verlassen von allen deutschen Fürsten, welche unter den Fittigen des französischen Kaiseradlers Glück gesucht, eilte Deutschlands Bedrücker und Schänder, sich und ein Stück seines Heeres zu retten, der Grenze seines Reiches zu. Hinter ihm her flogen

racheentflammt und freudejauchzend die deutschen Schaaren, und, nachdem sie noch einen großen Sieg errungen, zogen sie zum Beweise, daß sie Deutschland wahr und wirklich von der Schmach der Fremdherrschaft gereinigt, am 31. März in Napoleons Residenz, Paris, ein.

Napoleon mußte seiner Kaiserkrone entsagen. Aber noch einmal richtete er sich, um seine Weltherrschaft wieder zu gewinnen, mächtig empor (von Elba aus); allein auch diesen Versuch einer neuen Usurpation machte des deutschen Volkes Heldenthum verunglücken, und dem Welteroberer blieb nach all seinen ungeheuren Thaten nichts mehr als der Fluch von Millionen und eine kleine Hütte auf dem öden Felsen St. Helena im Weltmeere.

4.

Durch ihr Blut und Leben hatten so also die deutschen Völker nicht bloß sich, sondern auch ihre Fürsten aus der tiefsten Schmach befreit, und erwarteten nun, daß die Versprechungen deren erfüllt würden.

Allein, frevelhaft wie das Herrenthum allezeit

gewesen, und ohne Glauben und Treue, Ehr- und Rechtsgefühl, wie es sich an Polen im vergangenen Jahrhunderte bewiesen, so war es auch jetzt noch: und strebte auf dem wiener Congresse nach nichts so eifrig, als jedes dem Volke gegebene Versprechen nichtig zu machen.

Ja selbst auf das Nationalgefühl der Volksstämme glaubte es nicht einmal Rücksicht nehmen zu brauchen. Wie die Herrscher stets Länder und Völker als eine Waare betrachtet hatten, so thaten sie es auch jetzt noch, und erst jenes nochmalige Auftreten Napoleons (im März 1815) hieß ihnen die Aufopferung der Völker wenigstens einer geringen Rücksicht werth achten.

Die Rücksicht bestand bei manchen der Fürsten in einer bloßen Wiederholung des Versprechens; zum Beispiel beim Könige von Preußen, welcher am 22. Mai 1815 seinem Volke eine Constitution erst wirklich und förmlich, nämlich durch eine Cabinetsordre, zugestand.

Die Völker hofften, daß ihnen das Erwartete durch den zu bildenden deutschen Bund zu Theil werde.

Der Bund wurde geschlossen, durch Throngesandte

zu einem lebendigen Körper gemacht und erhielt seinen Sitz zu Frankfurt am Main.

Aber er war ein Vertreter der Fürsten, nicht der Völker. Daher hatten diese von seiner Vermittelung so viel als nichts zu erwarten. Zwar wurden den Völkerstämmen durch gewisse Artikel landständische Verfassungen, Glaubensfreiheit, Gleichheit vor dem Gesetz, Freizügigkeit, Preßfreiheit ꝛc. als Belohnung für die großen Opfer zuerkannt, allein der Bundestag hatte nicht die Kraft, dem Volke diese ihm gebührenden alten Rechte zu ertheilen. Der Gnade des Fürsten blieb es überlassen, rechtschaffen zu sein; aber nur wenige davon waren so rechtschaffen gnädig zu sein. Beinahe in allen deutschen Staaten kam es darauf an, daß die Völker sich mit Gewalt ihr Recht verschafften.

Selbst das, was die Bundesacte den Völkern zugestand, schien einer großen Partei noch bei weitem nicht das Ganze dem Volke Gebührende zu sein, wie es denn dies in der That nicht war. Unzufriedenheit gab sich sehr bald allenthalben kund, die desto größer wurde, je weniger sich die Fürsten dazu anschicken mochten, ihrem Versprechen und der Bundesacte Genüge zu leisten.

Wie diese von den Ideen der neuen Zeit, die im

Grunde keine anderen, als die der ältesten Zeit waren, tief durchdrungene Partei sich zu bewegen begann, so regte sich nun auch wetteifernd diejenige Partei, welche man in Frankreich zur Revolution, und die Revolution in die Ueberspannung treiben gesehen.

Das war die Partei der Aristokraten, des Adels und der katholischen Priesterschaft. Sie stellte sich zwischen Fürsten und Volk, und während die Volkspartei nach höherer Freiheit verlangte, forderte diese alte Rechte oder Unrechte zurück, welche die Knechtschaft des Volkes bedingten. Ihren ersten Triumph feierte diese Partei in der Wiedereinführung des Jesuitenordens.

Endlich meinten manche Fürsten, um wenigstens den Schein der Redlichkeit zu retten, die versprochenen Ständeverfassungen geben zu müssen. Bei denselben war aber so sehr auf die privilegirten Stände Rücksicht genommen, daß von einer eigentlichen Volksvertretu ng nicht die Rede war und das Volk, in Betracht der Bevorzugung des Adels und der Priesterschaft, eher sagen konnte, daß es an Würde verloren habe.

Bei diesen Verfassungen, die kaum das Recht der Berathung und Bitte, nicht einmal das Steuerver=

weigerungsrecht gewährten, blieb hinfort der ganze Wust der mittelalterlichen Feudalrechte.

Andere Fürsten aber gedachten ihres Versprechens und ihrer Pflicht gar nicht und gaben der dringlich fordernden Volksstimme nichts als ein höhnisches Lächeln zur Erwiederung.

Der Unwille des betrogenen Volkes that sich immer lauter kund. Die Jugend, welche feuriger empfindet, als das Alter, verbarg ihn am wenigsten. Die Studenten auf dem Wartburgfeste (im J. 1817) verbrannten aristokratische Schriften in einem Freudenfeuer, und richteten den Betrug der Fürsten und ihrer Minister in Reden und charakteristischen Darstellungen.

Die Presse ermuthigte sich mehr und mehr, von ihrer Freiheit Gebrauch zu machen, und Verbindungen (die wichtigste auf den Universitäten die Burschenschaft) entstanden zu dem Zwecke, dem Volke das zu erringen, was es trotz dem besten Rechte vergebens forderte.

Außer den Fürsten und der deutschen Aristokratenpartei waren die deutschen Freiheitsbestrebungen Niemandem so unlieb, als dem Czarenthrone des Königreichs Polen halber. Der Kaiser Alexander, die Maske der Freisinnigkeit, welche er einst getra-

gen, jetzt für unnütz haltend, legte seinen ganzen Einfluß mit in die Wagschaale. Und schon fanden sich einige Fürsten muthig genug, ihren Völkern auch das Wenige wieder zu entziehen, was sie ihnen gewähren gemußt. Da geschah die Ermordung eines geheimen russischen Agenten, Namens Kotzebue, durch den Studenten Sand.

Dieses Ereigniß war der zweite Triumph der aristokratischen Partei, ein Vorwand für die Fürsten sich ihrer Versprechen gänzlich entbunden zu erachten, und diesen Vorwand benutzten sie natürlich mit großer Begierde.

So trat nun 1819 ein fürstlicher Congreß, an welchem der Kaiser Alexander von Rußland, und zwar eigentlich als Hauptperson, Theil nahm, in Karlsbad zusammen.

Es war dem russischen Kaiser darum zu thun, dem Verhalten der deutschen Fürsten einen Vorwand zur Vernichtung der trefflichen Constitution des durch den wiener Congreß gebildeten Königreichs Polen abzugewinnen.

Bei dem gegenwärtigen Congreß beschloß man, das Volk einer allgemeinen hochverrätherischen Verschwörung zu beschuldigen und auf Grund dieser Anklage mit der Kraft der Gemeinsamkeit den Vernichtungskampf

gegen die Ideen und Bewegungen des „verdorbenen" Volksgeistes zu unternehmen.

So wurde nun zu Mainz eine Centraluntersuchungscommission eingesetzt und ein scheußliches Gericht gehalten über Alle, welche gewünscht oder gewollt hatten, daß die Herrscher rechtschaffene Leute würden.

Eine Menge ehrwürdiger Männer, meist Lehrer an den Hochschulen, Männer, bei deren Namen das Auge unseres Enkels, findet er sie einst in der Geschichte seines Volkes, sich mit dem funkelnden Glanze des Nationalstolzes erfüllen wird, wurden aus ihren Aemtern getrieben *), die Preßfreiheit aufgehoben, desgleichen die Oeffentlichkeit der landständischen Verhandlungen, eine geheime Polizei eingerichtet, das Schulwesen (vorzugsweise die Universitäten) unter polizeiliche Aufsicht gestellt, die Verbindung der Burschenschaft aufgehoben und das Tragen der alten Farben des deutschen Reichs streng verboten, so wie alles verpönt, was an Deutschlands alte ruhmvolle Zeit der Einheit erinnerte und eine zukünftige deutsche Freiheit verkündete oder ahnen ließ.

Die Gefängnisse füllten sich von Leuten, welche

*) Es werde nur an E. M. Arndt erinnert.

das Vaterland eher hätte adeln, als in seine Kerker aufnehmen sollen, und viel mehre wurden aus dem Schooße desselben in die Verbannung getrieben durch — die Herrscher, und um des persönlichen Gewinnstes der Herrscher willen.

Eine tiefe Erbitterung erweckte dieses Verhalten der Fürsten und ihrer Minister in allen deutschen Gauen, man schämte sich, ein Spielding der Willkür zu sein, man schämte sich der entsetzlichen Sklavenschmach und, gedenkend der Zeit, wo man sich im blutigen Kampfe Anspruch auf die Kronen des Reiches erworben, welche die Dränger trugen, und gedenkend der Zeit, wo man den Drängern geglaubt und sich mit hoher Freude schon in der Hoffnung gefreut, nun doch wenigstens für einen volljährigen Sohn derselben gelten zu sollen, gedenkend dessen, stieg eine furchtbare Empörung in der Seele der Völker auf.

Aber man sah zu wenig Verbindung, zu wenig Plan, als daß man den Kampf gegen die freiheitsfeindlichen Unternehmungen der Fürsten hätte unternehmen mögen. Man ertrug und bestrebte sich, die Ideen lebendig zu erhalten und lebendiger zu machen.

Zum Glück, daß die kleinen Fürsten Deutschlands den Muth der großen, welche sich mit dem Czaren in näherer Berührung sahen, nicht besaßen. Sie

fürchteten das Volk, und um es zu beruhigen, wurden die bezeichneten Maßregeln in ihren Staaten nicht bloß wieder streng gehandhabt, sondern es wurde auch in gewissen Beziehungen eine Art Ersatz gewährt.

So erhielten die Baiern, so wie die Würtemberger, desgleichen die Weimaraner, Staatsverfassungen, welche ihnen in der That eine Art von Freiheit gewährten.

Natürlich, daß diese Verfassungen eine mächtige Wirkung zu Beschleunigung der Revolution in Deutschland ausübten, denn sie erregten den Neid der anderen Volksstämme und vergrößerten den Unwillen deren über ihre Fürsten.

Bis zum Jahre 1822 hatten der Bundesacte gemäß alle deutschen Völker, mit Ausnahme der Preußen und Oestreicher, Verfassungen. Einige derselben gewährten wenig, und der Geist der Zeit rief den Völkern zu, daß dies nicht genüge; die übrigen waren Blendwerke und gewährten nichts, und der Geist der Zeit forderte die Völker auf, über den Betrug zu richten; und wo nichts gegeben war, da mahnte der Geist der Zeit, zu fordern, zu erkämpfen, und warnte, etwas Ungenügendes oder Falsches anzuneh

men. Die Atmosphäre hatte sich für die Revolution völlig ausgebildet. Es bedurfte nur eines Blitzes, der sie in Brand setze. Da — feierte Frankreich seinen Juli.

3. Stück.

Die französische Julirevolution.

1.

Die Unterwürfigkeit den Fürsten Europa's, in welche Napoleon das französische Volk durch seine überspannten oder verunglückten Pläne versetzt hatte, hatte es natürlich verhindert, daß Frankreich nach seinem Gefühl, Bedürfniß und Willen sich eine Staatsverfassung gab.

Es würde sich, sollte es einmal das Haus Napoleon nicht behalten, abermals eine Republik gebildet haben. Nimmer aber würden die Franzosen das Haus der Bourbons, durch welches Frankreich in die scheußlichste Schmach und endlich in die fürchterlichste revolutionäre Zerrüttung gedrängt worden war, wieder hergestellt haben.

Die Besieger Napoleons aber, welche nun an dem kaiserlichen Frankreich das Ziel erreicht hatten, welches sie an dem republikanischen, nur für seine Vertheidigung, nicht nach Eroberung strebenden

Frankreich vergebens zu erreichen gesucht hatten, sie fragten wenig danach, wen das Volk verabscheue, sie fragten auch wenig danach, daß der Besitzer eines Thrones als Mensch der Herrschaft werth sein müsse (wenn überhaupt eine Herrschaft gelten soll).

Sie selbst waren vielleicht als Menschen ihre Throne nicht werth. Gewiß kaum einige befanden sich unter ihnen, denen sich nicht alle die abscheulichen Sünden der Könige des 1792 gestürzten Burbonenhauses hätten vorwerfen lassen. Es waren, kann man sagen, die Sünden des Herrenthums. Und diese Sünden hielten natürlich die Herrscher, welche 1814 und 15 in Frankreich die Wirthschaft einrichteten, nicht für Sünden; wie hätten sie es gekonnt, ohne sich selbst zu richten. Sie erkannten die Würdigkeit zum Herrschen in nichts als dem ererbten Rechte, und in diesem sahen sie jedes Laster verschwinden.

So führten sie dasselbe Königshaus nach Frankreich wieder zurück, welches das Volk und der Welzenrichter im vorigen Jahrhundert verdammt hatten. Das Volk, wie viel es auch in der Revolution und durch den entarteten Sohn derselben erlitten, vermochte es nicht, diesem Ereigniß Zeichen der Sympathie darzubringen. Das Herz drängte sich so sehr

gegen die Art ihrer Zurückführung, als gegen die schandhafte Familie selbst.

Destomehr jauchzten der Adel und die Priesterschaft, welche unter den Bourbonen ihr goldenes Zeitalter gefeiert, mit ihnen die Verdammung erlitten, und jetzt mit derselben neu aufzuerstehen hofften.

Daß die Revolution nicht beendet, und einen neuen Act gewinnen müsse, war natürlich. Von der Schwäche des Volkes und der Mäßigung der ihm feindlichen Partei hing ab, ob dieser Act spät oder bald eintreten solle.

Ludwig XVIII., der am wenigsten verächtliche der lebenden Prinzen des bourbonischen Hauses, bestieg also den durch die Hand fremder Fürsten wieder aufgebauten Königsthron. Schlecht von Gefühl und Sitten, war er doch nicht ohne klaren Verstand und wußte, was er zu thun habe, um als König von Frankreich wenigstens eine gewisse Zeit lang zu bestehen.

Er gab dem Volke eine freisinnige Verfassung. Eine andere war nicht möglich. Sie wurde die constitutionelle Charte genannt. Die Erfahrungen, welche er im vergangenen Jahrhundert eingesammelt, lehrten ihn, daß es gefährlich sei, die durch die

Charte verbürgten Volksfreiheiten, welche allein, und doch nicht so ganz, das Bestehen des Thrones verbürgten, feindlich anzutasten. Und darum tastete er sie nicht an.

Zwar versuchten die Adligen, welche danach rangen, in ihre Güter, und die Priester, welchen daran lag, in ihre Vorrechte wieder zu gelangen, zwar versuchten diese ihn dazu zu bewegen; allein der Mann hatte seine Ueberzeugung, seine Furcht vor dem Volke und seine Festigkeit.

Obschon Adel und Priesterschaft vorzugsweise den Thron umlagerten und diese Partei allein Gelegenheit hatte, einen Einfluß auf denselben auszuüben, so scheiterte doch ihr Plan fort und fort an der Furcht oder der Hartnäckigkeit Ludwig's XVIII., und desto entschiedener, jemehr der König erkannte, daß es sich auch ohne einen Adel mit Feudalrechten und ohne eine Priesterschaft mit unermeßlichen Grundbesitzungen recht schön König sein lasse.

Eine je entschiedenere Abweisung aber die Pläne der volksfeindlichen Partei beim Könige erfuhren, desto freundlichere Aufnahme fanden sie bei den Gliedern der königlichen Familie, und vorzugsweise beim Thronfolger, dem Grafen von Artois, einem alten Manne, dessen aristokratische Dummheit und mensch-

liche Schwäche eben so groß waren, als seine menschliche Schlechtigkeit zur Zeit seiner Jugend.

Darum zogen sich die politischen Geschäfsführer der aristokratischen und geistlichen Partei jetzt von dem König, der dem Grabe nicht mehr fern stand, zurück und schlossen sich fester an den Thronfolger. Es kostete keine Mühe, diesen elenden Menschen, der sein letztes Lebensheil darin sah, seine Nichtswürdigkeit in den Armen der Pfaffen vom Orden des heiligen Loyola zu vergessen, zu einem Manne ihrer Partei zu machen.

Ungeduldig wurde nun der Augenblick erwartet, da Ludwig XVIII. in das Grab steigen sollte. Derselbe trat im Jahre 1824 ein, und der Graf von Artois, der Bruder Ludwig's, bestieg nun den Thron.

2.

Mit dumpfer Stille sah das Volk den Grafen von Artois den Thron besteigen. Er war es, um welchen sich die adligen und geistlichen Emigranten in den Jahren 1792 und 1793 geschaart hatten; er war es, der rastlos die fremden Fürsten zum Kampfe

gegen das Vaterland angetrieben und einen hochverrätherischen Anschlag nach dem andern gegen die Freiheit des Volks gemacht hatte.

An der Spitze des Ministeriums Carls X. stand Villéle, ein Mann von volksfeindlicher Gesinnung, aber viel zu klarem Verstande, als daß er sich hätte zu den plumpen Angriffen auf die Volksrechte hergeben sollen, zu welchen Adel und Priesterschaft dem Könige riethen, und zu welchen dieser geneigt war. Villéle wußte, daß er durch solche dem Volke nur größere Freiheit verschaffe, indem er es zum Kampfe zwinge, dessen Ausgang nicht zweifelhaft war.

Denn seit dem Sturze des Königthums im vorigen Jahrhundert hatte das Volk so einig sein gelernt, daß man es fast niemals im Kampfe unterliegen gesehen. Villéle hatte immer an der Vernichtung der Charte gearbeitet und that es nun auch unter Karl X.; aber er wendete dazu listig keine andern Mittel als die Volkskammern an, und ließ seinen Plan nie recht ans Tageslicht treten.

Im Jahre 1828 mußte das Ministerium Villéle zurücktreten. Karl X. wurde durch dieses Ereigniß in Schrecken versetzt, und da er zu wenig durch die aristokratische Partei, die selbst durch den Rücktritt des Ministeriums überrascht worden, vorbereitet wor-

den, so gewann die Furcht vor dem Volke diesmal in ihm das Uebergewicht. Er setzte ein Ministerium aus zum Theil volksbeliebten Männern zusammen. An die Spitze desselben trat Martignac.

Die aristokratische Partei mußte nun fürchten, die Frucht ihrer bisherigen Bestrebungen zu verlieren und einen wirklichen Triumpf nie zu gewinnen. Dies zu verhindern, setzte sie nicht nur alle Mittel in Bewegung, das Ministerium beim König und Volke zu verdächtigen, sondern sie schleuderte auch Geldsummen aus, um die Mehrheit der Kammern für sich zu gewinnen.

Die Bestechung, welche selten ihre Wirkung verfehlt, that es auch diesmal nicht, und die freisinnigen Anträge, durch welche die Charte wieder in ihr ursprüngliches Wesen versetzt werden sollte, wurden zurückgewiesen.

Aber auch selbst die Volkspartei unterstützte dieselben nicht. Entweder lag Dem die Unterzeugung zu Grunde, daß es zu einer neuen Revolution nothwendig kommen müsse und dieselbe nicht zurückgehalten werden dürfe, oder die Freisinnigkeit der Anträge genügte nicht.

So konnte auch dieses Ministerium nicht bestehen. Jetzt aber riß die Partei der Aristokraten den

König völlig in ihre Gewalt. Der Sturz des Ministeriums war ihr Werk, und der König war vorbereitet.

Es handelte sich darum, ein neues Ministerium zu bilden, und es sollte der Art sein, wie es die Partei eben gebrauchte, um das Ziel ihres Strebens zu erreichen. Das Volk sah diesem Spiele ruhig zu und lächelte der Thorheit, welche nicht an eine neue Welt glauben mochte.

Bei diesem Schritte aber, welchen die Aristokraten für ihren letzten-, den Siegesschritt hielten, gerieth die Partei in eine nicht ungefährliche Spaltung. Die Priester trennten sich von den Adligen. Sie sonderten ihre Interessen, und jeder der beiden Theile suchte ausschließlich oder vorzugsweise für sich zu sorgen.

So wendete nun die Priesterpartei alle Mittel beim Könige an, um einen Geistlichen, nämlich den Cardinal Latil an die Spitze des neuen Ministeriums zu bringen. Die Adligen dagegen arbeiteten für den Fürsten Polignac, einen Mann, der sich sein Leben lang keinen andern Ruf, als den der vollkommensten Verächtlichkeit erworben hatte. Der wüthendste Vertheidiger der unziemlichsten Rechte des Thrones und Adels vor der Revolution, ein feiger Flüchtling zur

Zeit der Revolution, ein rastloser Verschwörer zu derselben Zeit, ein Meuchelmörder zur Zeit des Consulates, brannte ihm auch das noch ein schwarzes Maal auf die Stirn, daß er in dem Schoße einer Hure sein Leben empfangen hatte.

Einen solchen Mann, der von der Last der Schande fast erdrückt, einen solchen Mann, den ganz Frankreich und England (wo er Gesandter gewesen) verachteten wie den elendesten, schlechtesten Wicht, suchte also der Adel an die Spitze des Staatswesens zu bringen.

Und er durfte gute Hoffnung haben, denn dieser Mann war der nächste Freund des Königs; und er durfte Hoffnung haben, daß durch diesen Mann alle seine Wünsche in Erfüllung gehen, denn derselbe war so fähig zum hündischsten Knechte wie zum brutalsten Despoten.

Der König Karl, von beiden Seiten bestürmt, schwankte zwischen Polignac und Latil länge. Jener war sein Busenfreund und nächster Seelenverwandter, dieser war vom Papst empfohlen und ein Mann welcher über das Himmelreich zu verfügen hatte. Beide waren zwar Volksfeinde, allein von jenem war mehr gegen das Volk zu erwarten, als von diesem.

Endlich entschied sich der König für Polignac. Die übrigen Personen des Ministeriums waren dem Präsidenten sehr ähnlich. Der Graf de la Bourdonnaye war ein nicht minder wüthender Eiferer für die Thron= und Ständeprivilegien als Polignac, und war wegen seines weit mächtigeren Geistes viel gefährlicher.

Diese Männer beide waren Freunde gewaltsamer und blutiger Maßregeln.

Zum Marineminister wurde der Präfect von Bordeaux, Namens d'Haussez, gewählt, ein Mensch, welcher mit Leib und Seele jedem Herrn angehörte, welcher ihn gut belohnte. Der vierte der neuen Minister, der der Finanzen, war Herr Chabrol, welcher zu Paris in dem Rufe stand, an Biegsamkeit einem Rohre, in der Kunst zu schleichen einer Natter und an Schlauheit einem Fuchse zu gleichen. Die Stelle des Großsiegelbewahrers erhielt Courvoisier, ein schwacher Mann ohne Geisteskraft und eigenes Urtheil, der den König gleich Gott, des Königs Willen gleich Gottes Willen achtete und sich damit zu jedem Zwecke willig als Mittel gebrauchen ließ. Das Ministerium des Cultus erhielt der Baron Montbel. Er war ein ehrlicher Mann, aber sein Geist ging so im Wesen der Wissenschaft auf, daß ihm die Zwecke

der politischen Parteien gar nichts galten und seine Mitwirkung für jeden Zweck zu erlangen war. Die Verwaltung des Kriegsministeriums endlich wurde dem berüchtigten General Bourmont übertragen, einem Menschen, von welchem sich jeder Franzose mit Abscheu und tiefster Verachtung wegwendete. Er war der Verräther Napoleons auf dem Schlachtfelde von belle Alliance gewesen. Im Besitze zahlloser Wohlthaten, dankte er dem Wohlthäter durch Verrath, als sich die Aussicht auf den Gewinn neuer Wohlthaten verschlossen hatte. Und dieser Verrath war nicht die größte Schandthat des Herrn Ministers.

Dies waren die Männer des berüchtigten Ministeriums Karls X., welches am 8. August gebildet wurde und mit der Julirevolution endete.

Der Jubel der aristokratischen Partei war sehr groß. Durch ein solches Ministerium war sie nur zu fest überzeugt, werde sie schnell an das Ziel ihrer Wünsche gelangen.

Aber auch das Volk jubelte. Ueberzeugt, daß die Revolution noch bei weitem nicht vollendet sei und nothwendig in einen neuen Act treten müsse, begrüßte es dieses Ministerium, welches es mit den Worten „die schlechte Gesellschaft des Thrones" bezeichnete, als das gewisse Signal zum Aufstande.

Denn daß dieses Ministerium die Mehrheit der Kammern nicht gewinnen werde, das war gewiß; daß aber auch der König dieses Ministerium nicht werde entlassen wollen, das war nicht minder gewiß.

Ehe die Kammern zusammentraten, zeigten sich schon die schlechten Elemente des Ministeriums Polignac. Gewinn und Rangsucht veranlaßten Spaltungen und ein Schauspiel, dergleichen man nur vor dem Jahre 1789 zu sehen Gelegenheit gehabt hatte. Der Minister Bourdonnaye wurde zum Austritt gezwungen und seine Stelle durch Guernon de Ranville, einen nicht besseren, aber Polignac ergebeneren Mann, besetzt.

Bei diesen Zerwürfnissen am Throne zeigte sich die Schlechtigkeit der Personen, welche Karl X. zu seinen Vertrauten, Rathgebern und Regierungsgehilfen gemacht hatte, in vollkommener Klarheit, und die Grundsätze des Ministeriums sprachen sich so laut aus, daß die passendste und genügendste Vorbereitung auf Seite des Volks getroffen werden konnte.

Endlich waren die Kammern zusammengetreten. Karl X. eröffnete sie in Person mit einer Thronrede, welche laut die Grundsätze seines Ministeriums aussprach und das Volk mit jeder zu Gebote stehenden

Gewalt bedrohete, wenn es sich gelüsten lassen wollte, den Unternehmungen der Regierung zu widerstreben.

Auf diese Thronrede, welche im ganzen Lande mehr mit Hohn, als mit Unwillen vernommen wurde, war nun von den Kammern eine Erwiederung zu geben. Das Ministerium forderte, man solle dem Könige Dank aussprechen und die eifrigste Hilfe zusagen. Die Majorität der Kammern dagegen beschloß eine Adresse, welche die Auflösung dieses verächtlichen und unmöglichen Ministeriums Polignac vom Könige fordern sollte.

Aber was galt dem Könige der Wille des Volks, welcher sich in der Majorität der Kammern aussprach, da er entschlossen war, die Freiheiten des Volkes zu vernichten und für dieses Werk einer vielseitigen und kräftigen Mitwirkung gewiß zu sein glaubte?

Anstatt also das gerichtete Ministerium aufzulösen und durch ein anderes zu ersetzen, entließ der thörichte König zornig die Kammern.

Da nun die sieben Jahre, für welche die Volksvertreter nach der Charte gewählt worden, jetzt gerade vorüber waren, so mußten neue gewählt werden. Es kam nun alles darauf an, daß die Mitglieder der neuen Kammern eine andere Gesinnung mitbringen, als die der aufgelösten gehabt hatten.

Dies zu bewirken, ließ sich der alberne König von dem nicht minder albernen Polignac zu der Thorheit bewegen, durch eine Placlamation von dem Volke die Wahl royalistisch gesinnter Abgeordneten zu fordern.

Zugleich wurden die königlichen Beamten mit Bestechungen, Versprechungen und selbst Drohungen darauf angewiesen, sich der Wahlacte zu bemächtigen und sie im Sinne des Königs und seines Ministeriums zu leiten.

Alle Mittel wurden in Bewegung gesetzt, gute und schlechte. Selbst einen Krieg (nämlich den um Algier) zu unternehmen scheuete man sich nicht, um zum Ziele zu gelangen. Während es hier ein Thor öffnete, durch welches es die volkssinnigen Truppen aus dem Lande entfernen konnte, öffnete das verrätherische Ministerium durch Unterhandlungen auf der andern Seite ein Thor, durch welches die Heere fremder Fürsten einziehen konnten.

Inzwischen siegten die Franzosen über Algier und steigerten die gute Hoffnung des Hofes und der ganzen aristokratischen Partei. Allein dieser Sieg erweckte im Volke keineswegs Enthusiasmus für den König und sein Ministerium. Man wollte Freiheit,

nicht Schmach, gleichviel ob diese irgend eines Glanzes theilhaftig sei oder nicht.

Die Zeit der Wahlen kam heran und verlief (im Juni), und mit Schrecken sahen die gegen Charte und Volk gleichsam Verschworenen des Hofes, daß gegen sie eine bei weitem mächtigere Majorität entstanden war.

Der Fürst Polignac war entschlossen, sein Ministerium durch jedes zu Gebote stehende Mittel aufrecht zu erhalten. Allein einige der Minister besaßen doch etwas mehr Ehrgefühl (oder Furcht), und sie nahmen ihre Entlassung. Andere nicht achtenswerthere Männer traten an ihre Stelle. Auf solche Weise erhielt sich das Ministerium Polignac.

Die Eröffnung der Kammern war auf den 3. August bestimmt worden. Auf die Gesinnung derselben ließ sich nun nicht mehr ändernd einwirken; wohl aber ließ sich — so dünkte es den Ministerpräsidenten — etwas thun, diese Gesinnung unschädlich zu machen. Der König sollte einige Paragraphen der Charte zertreten, wodurch das Ministerium in den Besitz der ausgedehntesten Gewalt gelangte, die Kammern vernichtet würden und die ganze Charte dann umgeworfen werden könnte.

Zu diesem Zwecke veranstaltete Polignac ein

förmliche Verschwörung. Das Ministerium fertigte einen Bericht an den König ab. Auf dieses verleumderische Actenstück, in welchem die Nichtswürdigkeit der aristokratischen Diplamatie eine seltene Blühte entfaltete, erließ nun Karl X. am 25. Juli jene berüchtigten Ordonnanzen, welche die Charte über den Haufen werfen sollten, dagegen aber sein Ministerium und ihn selbst stürzten. Sie folgen:

1) „Karl, durch Gottes Gnaden König von Frankreich und Navarra. Allen, die dieses sehen, Unsern Gruß. Auf den Bericht Unseres Ministerrathes haben Wir befohlen und befehlen Folgendes: §. 1. Die Freiheit der periodischen Presse ist aufgehoben. §. 2. Die Verfügungen der Artikel 1, 2 und 9 des ersten Titels des Gesetzes vom 21. October 1714 sind wieder in Kraft getreten. Demnach wird kein Journal und keine periodische oder halbperiodische Schrift, die bereits errichtet ist oder errichtet werden soll, ungeachtet der Stoffe, welche darin behandelt werden sollen, weder in Paris, noch in den Departements anders erscheinen können, als in Gemäßheit der Ermächtigung, die dazu von Uns sowohl die Verfasser als die Drucker besonders erhalten haben. Diese Ermächtigung soll alle drei Monate erneuert werden. Sie soll wieder zurückgenommen werden

können. §. 3. Die Ermächtigung soll durch die Präfecten provisorisch ertheilt und provisorisch allen in den Departements erscheinenden oder zu erscheinenden Journalen und halb- oder ganz periodischen Schriften entzogen werden können. §. 4. Die mit Uebertretung des §. 2 herausgegebenen Journale und Schriften sollen unverzüglich mit Beschlag belegt werden. Die Pressen und Schriften, welche zum Drucke derselben gedient haben, sollen in ein öffentliches Depot gebracht und versiegelt oder wenigstens außer Gebrauch gesetzt werden. §. 5. Keine periodische Schrift unter 20 Druckbogen kann anders als mit Ermächtigung Unseres Minister-Staatssecretärs des Innern zu Paris und der Präfecten in den Departements erscheinen. Jede Schrift von mehr als 20 Druckbogen, die nicht ein und dasselbe Werk ausmachen wird, soll gleichfalls der Nothwendigkeit der Ermächtigung unterliegen. Schriften, die ohne Ermächtigung herausgegeben werden, sollen unverzüglich mit Beschlag belegt werden. Die Pressen und Schriften, die zum Drucke derselben gedient hatten, sollen in ein öffentliches Depot gebracht und versiegelt oder doch außer Gebrauch gesetzt werden §. 6. Die Denkschriften über Processe und die Denkschriften der gelehrten oder literarischen Gesellschaften

sind vorläufig der Nothwendigkeit der Ermächtigung unterworfen, wenn sie im Ganzen oder zum Theil politische Stoffe behandeln, in welchem Falle die durch §. 5 vorgeschriebenen Maßregeln auf sie anwendbar sind. §. 7. Jede der gegenwärtigen Verfügungen zuwiderlaufende Verordnung soll außer Kraft gesetzt werden. §. 8. Die Vollziehung der gegenwärtigen Ordonnanz wird in Uebereinstimmung mit dem Artikel 4 der Ordonnanz vom 27. Novbr. 1816 und mit dem, was durch die Ordonnanz vom 27. Novbr. 1816 und die Ordonnanz vom 28. Januar 1817 vorgeschrieben ist, stattfinden. §. 9. Unsere Minister-Staatssecretaire sind mit Vollziehung des Vorliegenden beauftragt. Gegeben in Unserm Schlosse St. Cloud, am 25. Juli des Jahres der Gnade 1830 und des sechsten Unserer Regierung. (Unterz.) Karl. — Im Namen des Königs der Präsident des Ministerrathes Fürst von Polignac; der Siegelbewahrer und Minister-Staatssecretair der Justiz Chantelauze; der Minister-Staatssecretär des Seewesens und der Colonien Baron d'Haussez; der Minister-Staatssecretair der geistlichen Angelegenheiten und des öffentlichen Unterrichts Graf Guernon-Ranville; der Minister-Staatssecretär der öffentlichen Arbeiten Baron Capelle.

2. Ordonnanz. Karl, von Gottes Gnaden König von Frankreich und Navarra. Allen, die dieses sehen, Unsern Gruß. In Betracht des Artikel 50 der constitutionellen Charte, nachdem Wir von den Umtrieben benachrichtigt worden, die in mehren Theilen Unseres Königreichs stattgefunden, um die Wähler während der letzten Wahlcollegien zu täuschen und irre zu führen, und nach Anhörung unseres Conseils haben Wir befohlen und befehlen: §. 1. Die Deputirtenkammer der Departements ist aufgelöst. §. 2. Unser Minister-Staatssecretair ist mit Vollziehung der gegenwärtigen Ordonnanz beauftragt. Gegeben zu St. Cloud am 25. Juli des Jahres der Gnade 1830 und im sechsten Unserer Regierung. (Unterz.) Karl. — Im Namen des Königs der Minister-Staatssecretair des Innern Graf Peyronnet.

3. Ordonnanz. Karl von Gottes Gnaden König von Frankreich und Navarra. Allen, die dieses lesen, Unsern Gruß. Da wir beschlossen haben, der Wiederkehr der Umtriebe vorzubeugen, welche einen verderblichen Einfluß auf die Wirksamkeit der letzten Wahlcollegien ausübten, und daher Willens sind, die Wahlgesetze, deren Gebrechen die Erfahrung gezeigt hat, den Grundsätzen der constitutionellen Charte gemäß zu reformiren, so haben Wir die Nothwen-

digkeit erkannt, Uns des Uns zustehenden Rechtes zu bedienen und durch von uns ausausgehende Bestimmungen für die Sicherheit des Staates und die Unterdrückung jedes die Würde Unserer Krone gefährdenden Unternehmens zu sorgen; und haben, nach Anhörung Unseres Staatsrathes, befohlen und befehlen: §. 1. Gemäß den §§. 15, 36 und 30 der constitutionellen Charte wird die Kammer der Deputirten fortan nur aus Deputirten des Departements bestehen. §. 2. Der Wahlcensus und der Wählbarkeitscensus wird ausschließlich aus demjenigen Vermögen bestehen, für welches der Wähler und der Wählbare persönlich, als Eigenthümer oder Nutznießer, in das Register der Grundsteuer und der persönlichen und Mobiliarsteuer eingetragen sind. §. 3. Jedes Departement wird so viele Deputirte wählen, als ihm durch den Art. 36 der constitutionellen Charte zugetheilt sind. §. 4. Die Deputirten sollen erwählt und die Kammern erneuert werden nach der Form, und in der Zeit, welche durch den Artikel 37 der constitutionellen Charte bestimmt sind. §. 5. Die Wahlcollegien werden sich in Bezirkscollegien und Departementscollegien eintheilen. Davon sind ausgenommen die Wahlcollegien derjenigen Departements, welchen bloß ein Deputirter zukommt. §. 6.

Die Bezirkswahlcollegien werden aus den höchst besteuerten Viertel der Wähler des Departements bestehen. §. 7. Die gegenwärtige Umgrenzung der Bezirkswahlcollegien wird beibehalten. §. 8. Jedes Bezirkswahlcollegium wird so viele Candidaten wählen, als seinem Departement Deputirte zukommen. §. 9. Das Bezirkscollegium theilt sich in so viele Sectionen, als es Candidaten zu erwählen hat. Diese Theilung geschieht in Verhältniß der Zahl der Sectionen und der Gesammtzahl der Wähler des Collegiums, mit möglichster Rücksicht auf die Anforderungen der Localität und Nachbarschaft. §. 10. Die Sectionen des Bezirkswahlcollegiums können sich an verschiedenen Orten versammeln. §. 11. Jede Section eines Bezirkscollegiums wird einen Candidaten wählen und abgesondert von den übrigen ihre Functionen ausüben. §. 12. Die Präsidenten der Sectionen des Bezirks-Collegiums werden durch die Präfecten aus der Zahl der Wähler des Bezirks ernannt. §. 13. Das Departementscollegium wird die Deputirten wählen. Die Hälfte der Deputirten eines Departements muß aus dem Verzeichnisse der von den Bezirkscollegien vorgeschlagenen Candidaten genommen werden. Ist jedoch die Zahl der Deputirten des Departements ungerade, so geschieht die

Theilung ohne Schmälerung des dem Departements-collegium vorbehaltenen Rechts. §. 14. Im Falle, wo durch Auslassungen, durch nichtige oder doppelte Ernennungen das Verzeichniß der von den Bezirks-collegien vorgeschlagenen Candidaten unvollständig wäre, kann, wenn dieses Verzeichniß unter der Hälfte der erforderlichen Zahl steht, das Departementscolle-gium einen weiteren Candidaten außerhalb des Ver-zeichnisses wählen; steht das Verzeichniß unter dem Viertel, so kann das Departementscollegium die ganze Zahl der Departementsdeputirten außerhalb des Verzeichnisses ernennen. §. 15. Die Präfecten, Unterpräfecten und Oberoffiziere, welche eine Mili-tärdivision befehligen, können in den Departements, wo sie ihre Functionen ausüben, nicht gewählt wer-den. § 16. Das Verzeichniß der Wähler wird durch den Präfecten im Präfecturrathe abgeschlossen. Es wird 5 Tage vor dem Zusammentritte der Collegien angeschlagen. §. 17. Reclamationen über das Wahl-recht, welche von den Präfecten nicht gewürdigt wur-den, werden von der Deputirtenkammer beurtheilt zur Zeit, wo diese über die Giltigkeit der Operatio-nen der Collegien entscheidet. §. 18. In den De-partementscollegien werden die beiden ältesten und die beiden höchst besteuerten Wähler das Amt der

Scrutatoren verrichten. Dieselbe Anordnung wird in denjenigen Sectionen der Bezirkscollegien beobachtet werden, die aus mehr als funfzig Wählern bestehen. In den anderen Sectionen wird das Scrutatorenamt von dem ältesten und dem höchstbesteuerten Wähler ausgeübt. Der Secretair wird in dem Collegium der Sectionen, das Collegium von dem Präsidenten und den Strucatoren ernannt. §. 19. Keiner hat in dem Collegium oder der Section des Collegiums Zutritt, welcher nicht in das Verzeichniß der dahin gehörigen Wähler eingetragen ist. Dieses Verzeichniß wird dem Präsidenten übergeben und bleibt in dem Sitzungsorte des Collegiums, so lange dasselbe seine Functionen ausübt, angeschlagen. §. 20. Jede Discussion oder Berathschlagung irgend einer Art ist dem Wahlcollegium untersagt. §. 21. Die Polizei des Collegiums steht dem Präsidenten zu. Ohne sein Ansuchen kann keine bewaffnete Macht an dem Orte der Sitzungen aufgestellt werden. Die Militaircommandanten sind beauftragt, seinen Requisitionen nachzukommen. §. 22. Die Wahl geschieht in den Collegien und Sectionen der Collegien nach absoluter Mehrheit der eingegangenen Stimmen. Sollte indessen die Wahl nach zwei Mal vorgenommenem Scrutinium noch nicht entschieden

sein, so nimmt das Wahlbureau das Verzeichniß Derjenigen, welche bei dem zweiten Scrutinium die meisten Stimmen erhalten haben, auf. Dieses Verzeichniß muß eine doppelt so große Anzahl von Namen enthalten, als noch Candidaten zu wählen sind. Beim dritten Scrutinium kann die Stimme nur solchen gegeben werden, welche auf jenem Verzeichnisse stehen, und die Wahl erfolgt durch relative Stimmenmehrheit. §. 23. Die Wähler werden durch Wahlzettel stimmen. Jeder Wahlzettel muß so viel Namen enthalten, als Candidaten zu wählen sind. §. 24. Die Wähler werden ihr Votum auf dem Schreibtische des Wahlbureaus niederschreiben oder von einem der Scrutatoren niederschreiben lassen. §. 25. Name, Stand und Wohnort jedes Wählers, der seinen Wahlzettel abgiebt, werden von dem Secretair auf ein Behufs der Constatirung der Stimmenzahl geführte Liste eingetragen. §. 26. Jedes Scrutinium wird 6 Stunden lang offen bleiben und dann noch in derselben Sitzung erledigt. §. 27. Ueber jede Sitzung wird ein Protocoll aufgenommen. Dieses wird von sämmtlichen Mitgliedern des Wahlbureaus unterzeichnet. §. 28. Nach dem Artikel 46 der constitutionellen Charte kann in den Kammern zu einem Gesetze kein Amendement gemacht werden,

wenn dieses nicht von Uns vorgeschlagen oder bewilligt worden, und wenn es nicht zuvor an die Büreaus gewiesen und von diesen discutirt worden ist. §. 29. Alle Anordnungen, welche mit gegenwärtiger Ordonnanz in Widerspruch stehen, sind außer Wirkung gesetzt. §. 30. Unsere Minister-Staatssecretaire sind mit Vollziehung gegenwärtiger Ordonnanz beauftragt. Gegeben im Schlosse St. Cloud am 25. Juli des Jahres der Gnade 1830 und im sechsten Unserer Regierung. (Unterz.) Karl. — Im Namen des Königs der Präsident des Ministerraths Fürst von Polignac; der Siegelbewahrer Minister der Justiz Chantelauze; der Minister des Seewesens und der Colonien Baron von Haussez; der Minister der geistlichen Angelegenheiten und des öffentlichen Unterrichts Graf Guernon-Ranville; der Minister der öffentlichen Arbeiten Capelle.

4. Ordonnanz. Karl von Gottes Gnaden König von Frankreich und Navarra. Allen, die dieses sehen, Unsern Gruß. In Betracht der königlichen Ordonnanz von diesem Tage, in Bezug auf die Organisation der Wahlcollegien auf den Bericht Unseres Minister-Staatssecretairs beim Departement des Innern haben Wir befohlen und befehlen, wie folgt: §. 1. Die Wahlcollegien werden sich versam-

meln, nämlich die Bezirks-Wahlcollegien am nächsten 6. September und die Departements-Wahlcollegien am nächsten 13. September. §. 2. Die Pairskammer und die Deputirtenkammer der Departements ist auf den nächsten 28. September zusammenberufen. Unser Minister-Staatssecretair des Innern ist mit Vollziehung der gegenwärtigen Ordonnanz beauftragt. Gegeben in Unserm Schlosse St. Cloud am 25. Juli des Jahres der Gnade und im sechsten Unserer Regierung. (Unterz.) Karl, — Durch den König: der Minister-Staatssecretair des Innern Graf Peyronnet.

5. Ordonnanz. Karl von Gottes Gnaden König von Frankreich und Navarra. Allen, die dieses sehen, Unsern Gruß. Auf den Bericht Unsers Siegelbewahrers, Minister-Staatssecretairs bei dem Departement der Justiz, haben Wir befohlen und befehlen wie folgt: §. 1. Herr Delavau, Staatsrath im außerordentlichen Dienste, ist zum Staatsrath im ordentlichen Dienste ernannt. §. 2. Die Herren: der Graf Vaublanc, der Baron Dudon, Staatsminister, der Marquis von Forbin des Issards, der Baron von Frenilly, Franchet Desperey, Vicomte Castelbajac, Syrieys de Mayrinhac, Staatsräthe im außerordentlichen Dienste, sind ermächtigt, den Be-

rathschlagungen Unseres Staatsrathes beizuwohnen und an denselben Theil zu nehmen. §. 3. Die Herren Cornet d'Incourt, Ehrenstaatsrath, und Baron Villebois, Maitre de Requêtes, sind zu Staatsräthen im außerordentlichen Dienste ernannt, mit Ermächtigung, den Berathschlagungen Unseres Staatsrathes beizuwohnen und an denselben Theil zu nehmen. §. 4. Die Herren von Formon und Vicomte von Conny, Maitres de Requêtes, sind zu Staatsräthen im außerordentlichen Dienste ernannt, mit der Ermächtigung, den Berathschlagungen Unseres Staatsrathes beizuwohnen und an denselben Theil zu nehmen. §. 5. Die Herren Vicomte von Curzay, Maitre de Requêtes, Präfect des Departements der Gironde und der Marquis von Villeneuve, Präfect des Departements der Corrèze, sind zu Staatsräthen im außerordentlichen Dienste ernannt. §. 6. Die Herren, der Baron Chaulieu, Präfect des Departements der Loire, und Mery de Contades sind zu Maitres de Requêtes im außerordentlichen Dienste ernannt. §. 7. Unser Siegelbewahrer, Minister-Staatssecretair bei dem Departement der Justiz, ist mit Vollziehung der gegenwärtigen Ordonnanz beauftragt. Gegeben in Unserm Schlosse St. Cloud am 25. Juli des Jahres der Gnade 1830 und des sechsten Unserer

Regierung. (Unterz.) Karl. — Im Namen des Königs: der Siegelbewahrer, Justizminister Chantelauze.

6. Ordonnanz. Karl von Gottes Gnaden, König von Frankreich und Navarra. Allen, die Gegenwärtiges sehen, Unseren Gruß. Auf den Bericht Unseres Siegelbewahrers, Minister-Staatssecretärs bei den Departement der Justiz, haben Wir befohlen und befehlen wie folgt: §. 1. Herr Bergasse, vormaliger Deputirter bei den Generalstaaten (États Généraux) ist zum Ehren-Staatsrath ernannt. §. 2. Unser Siegelbewahrer, Minister-Staatssecretair bei dem Departement der Justiz, ist mit Vollziehung der gegenwärtigen Ordonnanz beauftragt. Gegeben im Schlosse St, Cloud am 25. Juli des Jahres der Gnade 1830 und im sechsten Unserer Regierung. (Untz.) Karl. — Im Namen des Königs der Siegelbewahrer, Justizminister Chantelauze."

Dies sind die berüchtigten Ordonnanzen, welche dem französischen Volke den letzten Befehl zu seinem vorletzten Aufstande gaben. Man sieht, daß sie ein Machwerk des Fürsten von Polignac waren, auf dessen Vortheil allein sie hinzielten. Die Presse war eine furchtbare Feindin des Herrn von Polignac, wie eines jeden Schuftes, welcher sich Gewalt anmaßt. Sie enthüllte seine Schlechtigkeit und Er-

bärmlichkeit und setzte seiner Willkür Schranken. Darum suchte er sie zu vernichten und — verfertigte die erste Ordonnanz des Königs.

Die neuen Kammern waren Herrn von Polignac noch gefährlicher, als die alten, und darum suchte er sie zu vernichten, ehe sie noch zusammengetreten waren, und — verfertigte deshalb die zweite Ordonnanz.

Nach zwei so tiefen Verletzungen der Charte wäre es wohl dem Herrn von Polignac auf eine dritte noch tiefere, nämlich auf eine vollkommene Aufhebung der Volkskammern, nicht angekommen, allein ohne diese Volkskammern konnte die Staatsmaschine nicht fortgehen, denn sie setzten das Steuerwesen in Kraft und erhielten den Schatz gefüllt. So mußte er sich begnügen, die Kammern so sehr als möglich seinem Wunsche gemäß zu bilden und verfertigte deshalb — die dritte Ordonnanz, welche dem in der constitutionellen Charte verzeichneten Wahlacte eine neue, ganz andere Gestalt gab, den kleinen Wahlcollegien das Wahlrecht raubte und ihnen nur das Recht ließ, Candidaten den großen Collegien vorzuschlagen, welche aus reichen, meist adligen Gutsbesitzern, also Royalisten bestanden.

Und um nun das Ungewitter siegreich zu über-

winden, welches diese Verletzungen der constitutionellen Charte über Thron und Ministerium führen konnten, meinte Polignac, die tüchtigsten Kämpfer um sich versammeln zu müssen, und zu diesem Zwecke — verfertigte er jene Ordonnanzen, die einer Heerde von adligen und hochadligen Staatsdienern gewichtvollere Stellungen verschafften.

Der Minister Polignac und sein guter Freund, der König, scheinen geglaubt zu haben, daß das Volk das Gewicht dieser Verfassungsverletzungen zu berechnen und die Folgen derselben zu erkennen mit seinem dummen bürgerlichen Verstande gar nicht im Stande sei; und wahrscheinlich auf Grund dieser eigenen Dummheit unterließen sie es — an einen großen Volksaufstand nicht glaubend — die Garnison von Paris zu verstärken.

Allein das Volk war ein vortrefflicher Rechnenmeister und keineswegs so sklavensinnig gleichgültig gegen die Posten, aus welchen sich ihm in der Charte die Freiheit summirte, wie in früheren Jahrhunderten, und wie Polignac und Karl X. vielleicht auch meinen mochten. Das Volk wußte, daß, ließ man diesen Staatsstreich gelten, alsbald die liberale Volkspartei des Hochverraths beschuldigt, jene berühmte Majorität der frühern Kammern aufs Schaf-

sot oder in die Kerker geschleppt, die Richter ihrer Unabhängigkeit beraubt und zu Knechten des königlichen Willens gemacht, die Sicherheit der Person, ja die ganze Charte vernichtet und der Despotismus, die Barberei der früheren Jahrhunderte eingeführt werden werde.

Das Volk kannte aber auch seine längst erprüfte Kraft, und wußte, daß jener Regreß unnatürlich und unmöglich sei. Daher besaß es den vollkommensten Muth, seine Kraft gegen die Usurpatoren einer verdammungswürdigen Willkürherrschaft anzuwenden.

3.

Am 25. erschienen im „Moniteur" die königlichen Ordonnanzen. Ganz Paris gerieth plötzlich in Bewegung. Die Werkstätten und viele Läden wurden geschlossen. Ungeheure Volkshaufen bildeten sich in den Straßen. Es zeigte sich jene Wuth nicht auf den Gesichtern wie damals, als das aus der schmachvollsten Knechtschaft erst hervorbrechende Volk die Bastille stürmte. Man hatte die Freiheit seitdem besessen und genossen, man hatte sich in der Freiheit kennen gelernt und war des Sieges gewiß, und

begrüßte den Augenblick des Kampfes mit Jubel desto mehr, da ein solcher Augenblick doch einmal eintreten mußte, indem die Revolution — wer hätte das nicht erkennen oder fühlen sollen? — noch nicht vollendet, die neue Geschichtsperiode noch nicht völlig aus der Epoche geboren war.

Dieselbe Bewegung, welche die Ordonnanzen in Paris hervorbrachten, brachten sie zu gleicher Zeit auch in den großen Städten der nächsten Provinzen hervor, so daß an einen Zuzug von Truppen auf Seite der Aristokraten nicht gedacht werden konnte.

Am Abend wuchsen die Volkshaufen in den Straßen. Redner erklärten die Art des königlichen Meineides, die Schurkenhaftigkeit des Ministeriums, das elende Gelüst des Adels, die tückischen Bestrebungen der Priesterschaft, die Gefahr der Freiheit.

Noch vor Abend, als sich die Volksmenge vor das Palais Royal gewälzt hatte, fand ein Angriff von Seiten der königlichen Truppen statt. Aber er war ohne Ergebniß, da die Truppen noch keinen Befehl zum Einhauen hatten und das Volk keinen Ernst sah.

Die Menge begab sich darauf vor das Palais des Fürsten von Polignac, um diesem schlechten Wichte zu beweisen, weß er würdig. Allein der Fürst hatte

sich in ein unterirdisches Gewölbe verkrochen, und so ging der Sturm an ihm vorüber und traf nur sein Haus.

Der Aufstand wurde immer allgemeiner. Die Volkshaufen vergrößerten sich, aber noch sah man wenige Leute aus dem besseren Bürgerstande in ihnen. Ohne Frage wurden diese noch durch die Planlosigkeit des Aufstandes und die scheinbare Unsicherheit seines Ausganges zurückgehalten.

Da erschien am 27. Juli des Morgens eine Protestation der angesehensten Zeitungsredactoren gegen die meineidigen, die Charte verletzenden Unternehmungen des Königs und seines Ministeriums. In dieser Protestation heißt es:

„Die Regierung erlaubt sich in den Ordonnanzen von heute über einen Gegenstand zu verfügen, über welchen ihr für sich allein keine Gewalt zusteht. Die Charte sagt in Artikel 8, daß die Franzosen sich in Betreff der Presse nach den Gesetzen und nicht nach den Ordonnanzen des Königs zu richten haben. Ferner sagt die Charte in Artikel 35, daß die Organisation der Wahlcollegien durch Gesetze und nicht durch Ordonnanzen bestimmt werden soll. Die Krone selbst hat bis jetzt diese Artikel anerkannt; sie hatte sich niemals das Recht herausgenommen, die-

selben auf irgend eine Weise abzuändern. So oft in dem Preßverfahren oder in den Wahlgesetzen Modificationen nöthig waren, hat sie sich an die beiden Kammern gewendet. So z. B. bei der Einführung der siebenjährigen Dauer der Deputirtenkammer und bei dem Gesetze, das ihre völlige Erneuerung aussprach. Folglich hat der Thron die Artikel 8 und 35 (abgesehen von seinem Eide) selbst factisch anerkannt."

„Es ist also klar", heißt es an einer andern Stelle, „daß die Regierung heute die Verfassung verletzt hat. Folglich sind wir nicht mehr zum Gehorsam verpflichtet."

„Die Regierung hat heute den Charakter der Gesetzlichkeit verloren; die Gesetzlichkeit ist es allein, was Gehorsam dem Bürger zur Pflicht macht. Wir unsres Theils leisten Widerstand. Frankreich mag über den Umfang des Seinigen entscheiden."

Dieser kühne Schritt, welchen durch diese Protestation eine Zahl von geachteten und vermögenden Männern unternahm, leistete dem Aufstande die wichtigsten Dienste, indem er den besseren Bürgerstand zur Theilnahme anfeuerte. Schon an demselben Tage sah man viele anständige Männer in den Volkshaufen, welche jedoch noch immer ohne Waf-

fen waren und nur durch ihre imponirende Masse siegen zu wollen schienen.

Ein ungeheurer Haufen zog gegen Mittag abermals vor das Palais der Fürsten von Polignac, doch erreichte er so wenig wie am vorigen Tage seinen Zweck und strömte zurück in die Nähe des Palais Royal, wo die Volkshaufen sich zu einer ungeheuern Masse angesammelt hatten.

Abermals kam es zu einem Zusammenstoß mit den königlichen Truppen. Doch war er unblutig und brachte nicht dem Könige, sondern dem Volke einen Vortheil, indem er die Gefahr der Planlosigkeit des Aufstandes zeigte und verschiedene Personen, besonders Offiziere der alten napoleonischen Armee, Studenten und Schüler der berühmten polytechnischen Schule anreizte, sich der rathlosen Haufen anzunehmen.

Während sich so der Aufstand zu organisiren begann, wurde die Kühnheit seines Geistes durch eine Protestation der für die Kammern gewählten liberalen Deputirten gegen die Unternehmungen des Thrones und Ministeriums mächtig gesteigert. Die Menge vor dem Palais Royal begann den Gendarmen, die im Namen des Königs den Platz und die Straßen zu räumen verlangten, ernstlichen Wiederstand zu

leisten. Die Gendarmen durch einen Steinhagel zurückgetrieben, führten eine Abtheilung von der königlichen Garde herbei. Diese, befehligt von Männern der aristokratischen Partei, säumte nicht, Feuer auf die Menge zu geben. Das Volk sah Leichen, unter diesen Leichen selbst Frauen und schuldlose Kinder.

Da erwachte in ihm die Wuth, und der Aufstand gewann nun erst jenen fürchterlichen Ernst, welcher Leichen belächelt und Blut und Leben für nichts hält.

„Rache, zu den Waffen!" tönt es durch alle Straßen, und alsbald entstehen Barricaden, und während diese von Steinschleuderern muthig gegen die Garde und Lanziers, die der General Walsh herbeisendet, vertheidigt werden, lassen sich im Rücken derselben die Haufen von den Gewehrhändlern und anderen Leuten, welche im Besitze von Waffen sind, ausrüsten.

Zugleich werden von Bürgern Versuche gemacht, die Truppen über die schlechte Sache, der sie dienen, aufzuklären. Und ihr Mühen ist nicht fruchtlos. Die Truppen der Linie, welche gegen das Volk gesendet werden und in der Straße St. Honoré mit denselben zusammenstoßen, weigern sich zu feuern,

und müssen zurückgezogen werden, um einen Uebertritt derselben zu verhindern.

Während in den Straßen beim Palais Royal der Kampf wüthete, sammelte sich vor dem Louvre ein ungeheurer Volkshaufen, welcher bald durch den Studenten Hippolyt Daniel eine gewisse militärische Organisation erhielt. Der mit Trauerflor bedeckten Leiche eines Gefallenen folgend, zog unter Rachegeschrei und Verwünschung gegen die Feinde der Freiheit dieser Haufen über den Greveplatz, wo er einen Kampf mit einer Abtheilung Gendarmen bestand, vor die Liebfrauenkirche und schwur mit tausend Stimmen, daß um 9 Uhr des anderen Tages auf dem Thurme dieser Kirche die dreifarbige Fahne wehen sollte.

Die Nacht gebot auf Seite des Volks wie der Truppen Ruhe, denn dort wie hier hatte man noch keinen Operationsplan, ja nicht einmal Kenntniß von dem gegenseitigen Zustande und Verhältniß.

Bei Hofe glaubte man den Sieg bereits gewonnen zu haben, denn es war die Erstürmung einiger Barricaden berichtet worden. Im Ministerium aber kannte man die Wahrheit besser, und man entschloß sich nicht bloß, morgen, sollte der Aufstand sich erneuern, Kartätschen im reichsten Maße zu verwen-

den, sondern auch den König zu nöthigen, unverzüglich dem General Marmont, Herzog von Ragusa' dem berühmtesten Krieger, aber als napoleonischen Emporkömmling bis jetzt bei Hofe ganz verachtet gewesenen Manne, den Oberbefehl über die Truppen zu übergeben. Er war es, der im Jahre 1814 die Stadt Paris verrathen hatte, und von ihm durfte man hoffen, daß er auch bereit sein werde, die in einem heiligen und beschworenen Gesetz begründete Volksfreiheit zu verrathen. Marmont wurde wirklich zum Oberbefehlshaber ernannt, aber er war ein Mann aus dem Volke, der ein Herz für das Volk hatte und daher nicht gegen das Volk mit gutem Erfolg zu gebrauchen war. Polignac sollte sich zu seinem großen Jammer am nächsten Tage davon überzeugen.

Während bei Hofe und im Ministerium so für den Sieg gearbeitet wurde, geschah dasselbe auch beim Volke. Der Bürgerstand trat beinahe mit seinem ganzen Umfange dem Aufstande bei, und es wurden alle Mittel in Bewegung gesetzt, daß die Nationalgarde, welche lange nicht mehr bestanden hatte, morgen wieder erscheine.

4.

Kaum begann der Tag zu grauen, als die Straßen lebendig zu werden anfingen, und schon um 4 Uhr (am 28. Juli) anfingen an vielen Orten die Fortsetzung des gestrigen Kampfes. Das Gewehrfeuer wurde immer geschwätziger, und bald hörte man nicht mehr die einzelnen Schüsse der Vorposten, sondern Salven und Rottenfeuer. Es ließ sich noch nicht beurtheilen, ob der König oder das Volk Vortheile gewann.

Da zog ein großer Theil der rüstigen, fast nur aus Arbeitern bestehenden Bevölkerung der Vorstadt St. Antoine in geschlossener Colonne gegen den Boulevard heran. Augenblicklich stürzte sich dem Haufen eine Abtheilung der Garde-Kürassiere entgegen, und in grimmigem Kampfe zog sich's rasch, als ob der Volkshaufe die Truppen in einen Hinterhalt locken wollte, nach der Straße St. Antoine hin.

Als nun die Truppen in diese gerathen waren, da begann mit einem Male der Angriff sie zu umringen. Jedes Fenster spie Kugeln, und von den Dächern flogen Wolken von Steinen, deren kleinster einen Menschenschädel zu zertrümmern Gewicht genug besaß.

Hier fragte es sich nicht lange darum, welcher Weg zur Rettung führe. Die Soldaten eilten flüchtend den Boulevard wieder zu erreichen; allein, auseinander gesprengt und hineingetrieben in das Chaos der engen Straßen dieses Stadttheils, gingen die meisten durch Tod oder Gefangenschaft verloren.

Während dem entspann sich der Kampf auf dem Boulevard du Temple, welcher nicht bloß mit Infanterie und Cavallerie, sondern auch mit Artillerie sehr stark besetzt war. Dahin wendete sich nun der siegreiche Haufen der Vorstadt St. Antoine und vereinigte sich mit einem andern, welcher von einem Fabrikanten, Namens Augustin Thomas, angeführt wurde.

Trotz der Uebermacht auf jener Seite warf sich der Volkshaufen sogleich auf die Küraſſiere, welche am Theater St. Martin in Schlachtordnung standen. Der Sieg wurde ein Lohn des Heldenmuthes. Die angegriffene Truppe wurde fast augenblicklich geworfen und mußte sich mit ungeheuerm Verlust durch die Flucht retten; die übrigen Truppen aber waren gezwungen, sich zurückzuziehen.

Jetzt wendete sich ein Theil des Volkshaufens nach dem Thore St. Denis, wo der Kampf bereits seit dem frühen Morgen ohne Unterbrechung gewüthet

hatte. Auch hier gewann das Volk die Oberhand, und ehe der Abend anbrach, zog es siegreich über die Seine in jenen Theil der Stadt, wo seit dem Morgen (des 28. Juli) mit nicht geringerer Wuth und nicht schlimmerem Erfolge gekämpft worden war.

Kaum war der Tag angebrochen, als die Bewohner der Vorstädte St. Jacques und St. Marceau — meist Handwerker, welche vom Buchhandel ihren Lebensunterhalt hatten und daher durch die Ordonnanzen des Königs vorzüglich gefährdet waren — sich auf den Alarmplätzen der ehemaligen Nationalgarde versammelt hatten.

Die bessere Bildung dieser Leute bewirkte, daß der Aufstand sogleich eine bessere Ordnung gewann, als in der Vorstadt St. Antoine. Mehre der in Compagnien abgetheilten Haufen zogen zunächst nach der polytechnischen Schule und forderten die Zöglinge derselben auf, an die Spitze der Compagnien zu treten.

Nicht umsonst war diese Aufforderung geschehen. Die Zöglinge dieses von den Bourbonen, wie alles nicht ihrer Herrschaft Entstammende, verachteten Institutes waren zum Theil schon gestern dem Aufstande beigetreten und waren jetzt, bis auf einige wenige,

welche noch an dem Gelingen des Unternehmens zweifelten, bereit, sich ohne Scheu und Rücksicht der gerechten Sache des Volkes hinzugeben, dem sie bereits mehr als einmal bei früheren Gelegenheiten ihre Sympathie bewiesen hatten.

So, mit den tüchtigsten Führern versehen, zogen die Haufen zurück nach den Quais, wo sie die daselbst aufgestellten Truppen theils in den Fluß sprengten, theils in den jenseitigen Theil der Stadt trieben.

Jetzt theilten sich die Haufen. Der schwächere og auf den Odeonplatz, um dort die bewaffnete Macht des Volkes zu vereinigen und zweckmäßig zu organisiren; der andere dagegen griff die Caserne der Schweizergarde an, welche durch die geübten Schützen mit Geschick und schweizerischem Todesmuthe, aber nicht mit glänzendem Erfolge, vertheidigt wurde.

Unterdessen waren auf dem Odeonplatze die Wachtposten vertrieben und die Hauptwachen mit ihren Waffenvorräthen genommen worden. Die eroberten Waffen waren für das Volk ein Kleinod. Bald langte auch aus einer erstürmten Pulvermühle ein Wagen voll Pulver an, und durch die thätigen Hände der patriotischen Frauen des Stadttheils gelangten nun bald Hunderttausende von Patronen in

den Besitz der rüstigen Streiter für Freiheit und eine neue Zeit.

Unter dem eifrigen Bemühen der Schüler der polytechnischen Schule, der Studenten und mehrer Offiziere und Soldaten von der alten Armee, sonderten sich alsbald die ungleichartigen Waffen von einander. Es wurden Schützencompagnien, Pikeniercompagnien und selbst eine Batterie gebildet, denn das Volk war im Besitz von 2 Kanonen gelangt. Im Rücken der Compagnien wurden Haufen von Leuten mit ungleichartigen und ungewöhnlichen Waffen gestellt.

Noch war die Anordnung nicht vollendet, als mehre Abtheilungen der alten, lange aufgelöst gewesenen Nationalgarde erschienen. Ungeheurer Jubel begrüßte die heldenhaften Bürger, und kühner wurde der Muth.

Schon gegen 6 Uhr des Morgens rückte die Menge nach mehren Seiten hin aus, theils um an anderen Orten den Aufstand zu organisiren, theils um zu kämpfen.

Eine starke Abtheilung rückte gegen die Schweizercaserne und vereinigte sich mit den Haufen, welcher früher bereits dahin gezogen war. Der Kampf wurde hitziger. Die Schweizer, aus den Fenstern

schießend, welche mit Matratzen versetzt waren, richteten keine geringe Verheerung in der Menge der Bürgerkrieger an, die rings um die Caserne her, selbst auf den Dächern der Häuser, Stand gefaßt hatte. Der Kampf konnte kaum anders enden, als mit der völligen Vernichtung der Belagerer.

Da ertönt aus dem Munde eines Bürgers der Ruf: „Strohsäcke her, Meubles, brennbare Dinge!" Der Ruf wird von Hunderten wiederholt, und alsbald sieht man aus den Fenstern der Häuser eine Menge brennbarer Gegenstände, vornehmlich Strohsäcke, auf die Straße herabstürzen.

Ungeachtet der fast nie fehlenden Kugeln der Belagerten werden diese Dinge, zu denen auch einige Fässer Terpentinöl gehören, an der Caserne aufgehäuft, und alsbald schlägt die Lohe, im Nu mächtig emporwallend, über die ganze Fronte des Gebäudes hin.

Jetzt war der Fuchs genöthigt, seinen Bau zu verlassen und sich frei zu vertheidigen oder zu flüchten. Das Letzte geschah. Unter ungeheuerm Verlust flüchteten die Schweizer nach dem Carrousselplatze, wo die Garden sich und der Generalstab mit dem Oberbefehlshaber, dem Herzog von Ragusa, befanden.

Zur Zeit, als so ein Sieg bei der Schweizer-

caserne errungen wurde, begann jener Haufen, welcher am verwichenen Tage geschworen hatte, bis neun Uhr des anderen Tages die dreifarbige Fahne auf dem Thurme der Notredamekirche aufzupflanzen, den Angriff der Insel, auf welcher die Kirche mit ihrem großen Kloster und dem erzbischöflichen Palais sich befinden. Die Insel war ziemlich stark besetzt.

Selbst die Mönche des Klosters nahmen Theil an dem Kampfe für den König, der ihrem Stande die beste Aussicht auf alle ehedem verlorenen Privilegien wieder eröffnet hatte. Hinter den Fensteröffnungen des Klosters standen sie als lauernde Schützen. Allein zu schnell siegte das Volk und zu unsicher war schon in den ersten Minuten des Kampfes der Ausgang, als daß sie hätten die Folgen ihres Vorhabens aus den Gedanken verlieren können. Sie warfen schnell die Gewehre wieder von sich und flüchteten in ihre Kirche, um da die siegreichen Volkshaufen als Freunde des Volks und der Freiheit zu begrüßen.

Die Brücke war schnell genommen. Die Truppen flüchteten nach jener Seite und besetzten nur noch die Kirche und den erzbischöflichen Palast. Aber im Sturm wurde die Kirche genommen, und alsbald

wehete von der Zinne ihres Thurmes die dreifarbige Fahne.

Dies war ein Ereigniß, welches sogleich den Geist des Aufstandes mächtiger, hinreißender machte.

Jetzt erst erschien die ehemalige Nationalgarde wirklich wieder. Allenthalben bildeten sich die Compagnien und Bataillone, und allenthalben griff man zu den Waffen, wo man bis jetzt noch keine Waffe ergriffen hatte.

Denn die Gewißheit des Sieges macht auch den Schwächling kriegsmuthig, und die Fahne auf dem Thurme der Cathedrale, von welchem herab jetzt die Sturmglocke ihre begeisternden Hilferufe erschallen ließ, war ja ein Zeichen des Sieges.

Bald war auch der erzbischöfliche Palast mit Sturm genommen, und nur durch die Flucht nach St. Cloud zum Könige raubte der hohe Priester dem Volke die Freude, ihn für seine freiheitsfeindlichen Bestrebungen zu züchtigen.

Jetzt galt es, von dem linken auf das rechte Seineufer überzugehen und den rüstigen Kämpfern dort, welche das Stadthaus zu erobern suchten, Hilfe zu bringen.

Aber das Unternehmen war gefährlich, denn die Brücke war von einem ganzen Regimente Garde zu

Fluß und einer halben Batterie besetzt, deren Schlünde mit Kartätschen gefüllt waren. Da ergreift ein junger Mann, Namens d'Arcole, eine dreifarbige Fahne, und mit dem Ausrufe:

„Die Kugeln mögen tödten, aber sie schmerzen doch nicht; muthig, mir nach!" eilt er auf die Brücke los; alles unter dem donnernden Rufe:

„Es lebe die Charte, die Freiheit!" hinter ihm drein. Der Fahnenträger fällt von einer Kartätsche getroffen. Aber, die ihm folgen, gewinnen siegreich das andere Ufer, vereinigen sich mit anderen Volkshaufen und einigen Abtheilungen der Nationalgarde, und nehmen nun unverweilt das Stadthaus in Angriff, welches von einer ungeheuern Truppenmasse und 6 Kanonen vertheidigt wird.

Ein fürchterlicher Kampf, der fürchterlichste, den diese Revolution zu Tage brachte, gestaltete sich hier. Das Stadthaus wurde mehre Male genommen und wieder verloren. Endlich aber war es, durch Hunderte von Leichen erworben, ein bleibendes Besitzthum des Volkes, und seiner Stirn entwuchs zum Jubel der ganzen Stadt die dreifarbige Fahne.

So stand es, als der Herzog von Ragusa, gedrängt von seinen royalistischen Offizieren, dem Könige und dem Ministerium, dessen Sturz er nicht

minder wünschte, als der echteste Volksmann, sich zu einem großen Angriffe entschloß. Mit den Reserven der Garde, dem Schweizerregiment, den Lanziers und einer gewaltigen Artillerie marschirte er am Palais Royal hin nach dem Siegesplatze.

Dort befanden sich die Nationalgarden des dritten Stadtbezirks und die bewaffneten Haufen der Vorstädte Montmartre, Prissenniere und St. Denis.

Das Volk zog sich in die Straßen zurück, und hier war es bereit, den Kampf anzunehmen.

Die Schweizer erhielten den Befehl, ihn zu eröffnen, und führten den Befehl sogleich aus. Allein ein Sieg war hier nicht zu erringen, denn alles war lebendig und mörderisch. Die Flinten der Nationalgardisten thaten es den Büchsen der Schweizer gleich, die Volkshaufen liefen Sturm mit ihren Piken, jedes Fenster spie Kugeln, jedes Dach stürzte sich, ein mörderischer Hagel, auf die Knechte des Königs hinab. Und mit Verlust eines Theils seiner Artillerie mußte das Schweizerregiment aus der Montmartrestraße flüchten.

Während dessen war der Herzog von Ragusa selbst mit einer gewaltigen Colonne bis zur Straße Jocquelet bei der Börse vorgedrungen, wo eine riesige Barricade seinen Marsch aufhielt. Auch hier

gestaltete es sich bald wie in der Straße Montmartre. Die Truppen, ringsher vom Feuer gepackt, wichen, da sie vorwärts nicht konnten, rückwärts. Bald befanden sie sich auf einer völligen Flucht, bei welcher Niemand geschwinder war, als der Generalstab.

Das Verunglücken dieser Unternehmung des Herzogs von Ragusa trug mächtig zum völligen Siege des Volkes bei, denn dadurch blieb die Verbindung der militairischen Corps, welche der Oberbefehlshaber herzustellen gesucht hatte, unterbrochen, und der Uebertritt eines großen Theils der Linientruppen, der von früh an nur noch ein blindes Maneuvre geführt hatte, erfolgte (zuerst in der Straße Richelieu). Das 5., 15. uud 53. Regiment sind bei Erwähnung dieses Ereignisses namhaft zu machen.

Eben so vergebens suchte der Herzog von Ragusa die Verbindung mit den übrigen Truppencorps auf einem andern Wege herzustellen. Am Ausgang der Straße Foucry kam es zu einem neuen wüthenden Kampfe, in Folge dessen die Truppen auf den Platz der Pastille flüchten mußten, von wo aus sie den Weg nach den Tuilerien wieder einschlugen, nachdem sie sich den Uebergang über die Seinebrücke durch das Versprechen, nicht mehr zu feuern, verschafft.

Mit der Nacht schwieg der Kampf allenthalben, wo er noch nicht entschieden gewesen war. Schon war der Sieg unzweifelhaft. Die wichtigsten Punkte der Stadt hatte das Volk inne, alle Pulvermühlen und Magazine, die Börse und Arsenale, das Stadthaus, fast alle Uebergänge über den Fluß, und der Hauptpunkt der Operation der Armee, der Greveplatz, war in seinem Besitze.

Während der Nacht machten die Generale Geraud und Lobau und die Deputirten Kasimir Perier, Mauguin und Lafitte einen Versuch, dem Volke seine in der Charte begründete Freiheit durch Unterhandlung zu verschaffen. Der Herzog von Ragusa, der selbst mit tiefstem Widerwillen gegen das Volk kämpfte und den gefährlichen Stand der Dinge kannte, unterstützte dieses Vorhaben. Allein Karl X. und sein Freund Polignac gingen nicht auf eine Zurücknahme der Ordonnanzen ein und verfügten vielmehr, daß man am nächsten Tage die größtmögliche Militairmacht in Bewegung setzen und die bürgergerlichen „Canaillen" mit Kartätschen überschütten solle.

5.

So erhielt der Kampf vom 29. Juli eine zweite Fortsetzung. Der Sieg des Volkes sollte unbestreitbar, und dadurch seine Freiheit desto unantastbarer werden.

Schon in der Nacht hatten sich die Vortheile wesentlich vermehrt. Die Kasernen der Kürassiere und die der Gendarmen am Martinsthore waren erstürmt, andere auf Capitulation gewonnen, unzählige Barricaden errichtet und ein sehr starkes Truppencorps genöthigt worden, seinen fast unangreifbaren Posten in der Straße St. Honnoré aufzugeben.

An die Spitze der bewaffneten Macht der Bürger war der General Lafayette getreten, und dies war kein geringer Gewinn, denn durch Lafayette wurde diejenige Ordnung in die Bewegung der bewaffneten Masse und diejenige Zweckmäßigkeit in alle Anstalten gebracht, welche eine Einnahme der Stadt jetzt zu einem Dinge der Unmöglichkeit machte. Mit Lafayette waren auch viele andere ausgezeichnete Offiziere der napoleonischen Armee, darunter als die bedeutendsten die Generale und Obersten Dubourg, Gerard, Dufay und Girard, dem Aufstande beigetreten.

Des Morgens um 4 Uhr begann unter dem Sturmgeläute der Glocken aufs Neue der Kampf. Vor dem Palais Royal wurden ein Schweizerregiment und ein Bataillon des 3. Regimentes der dem Königthum allezeit bis zum Tode treugewesenen Vendeer angegriffen und nach einem kurzen Kampfe in die Straße St. Honoré gedrängt.

Da aber warfen sich die Truppen in die Häuser und richteten aus denen ein sehr verderbliches Feuer gegen die Bürger, die endlich nur dadurch den Sieg zu erhalten suchten, daß sie ihren Feinden den Rückzug aus ihrem Versteck und die Vereinigung mit den übrigen königlichen Truppen verwehrten. Und in solcher Weise siegten sie. Als die Reste der Armee am Nachmittag die Stadt verlassen, blieb hier den genannten Trnppen nichts übrig, als sich niedermachen zu lassen, denn von Pardon konnte keine Rede sein.

Während hier von den Königlichen ein wahrer Todeskampf ausgeführt wurde, gingen in der Friedensstraße andere Königliche, nämlich ein Theil des 6. Regiments und 1 Bataillon von der Garde zu den Bürgern über.

So waren nur noch zwei Posten in der Gewalt der Armee, nämlich das Louvre und die Tuilerien.

Alle Abtheilungen der Nationalgarde, welche nicht Besatzungsdienste irgendwo zu leisten hatten, und alle bewaffneten Volkshaufen vereinigten sich jetzt vor dem Louvre, das von 2 Regimentern Garde und einer starken Artillerie im Hofe und von Schweizer-Schützen in den Stockwerken besetzt war.

Wohl machte der Kampf hier auf Seite des Volks einen furchtbaren Blutstrom rinnen, aber der Sieg gehörte den Freiheitshelden. Das Schloß wird erstürmt und die Truppen werfen sich nach einer schrecklichen Niederlage in die nahen Tuilerien, aus welchen nun die Minister nach St. Cloud flüchten, wo der König sich befindet.

In den Tuilerien befanden sich nun alle Ueberbleibsel der königlichen Armee vereinigt. Daher war die Besatzung eine sehr zahlreiche. Allein schon war ihr in dem Bewußtsein der elenden Sache, für die sie kämpfte, der Muth untergegangen, und sie widerstand daher nicht lange den gewaltigen Angriffen, welche von allen Seiten her auf das prächtige königliche Schloß gerichtet wurden. Um 11 Uhr hatte der Angriff begonnen, um 1 Uhr waren schon alle Räume des Schlosses vom Volke erfüllt, und auf den Zinnen erhob sich stolz die dreifarbige Fahne

zum Schrecken des Thronfolgers, des Dauphins, der von der Terrasse zu St. Cloud aus Paris durch ein Fernglas beobachtete.

6.

Jetzt, jetzt war Karl X. entschlossen, die Ordonnanzen zurückzunehmen und sein volksmörderisches Ministerium zu entlassen. Allein jetzt war es zu spät! Ströme Blutes hatte er zwischen sich und das Volk gegossen, eine Aussöhnung, eine Vereinigung war unmöglich, nur eine Züchtigung konnte er noch erwarten.

Gegen drei Uhr langten die flüchtigen Reste des Heeres bei St. Cloud an. Schon erhob sich die Landbevölkerung zum Kampfe und zeigte dem Könige, daß er nicht bloß in Paris gerichtet sei.

Da sah er wohl ein, daß ihm nichts weiter übrig bleibe, als die Flucht aus dem Lande seiner Väter, das zu beherrschen er nie würdig gewesen war. Doch durfte der königliche Greis darin einigen Trost finden, daß nicht seine Schuld allein ihn gestürzt habe, sondern auch der Drang der Freiheit

der Geist der Zeit, vor dem überhaupt nicht lange mehr ein Herrscherstuhl, ein Königsthron in Frankreich bestehen konnte.

Am Abend desselben Tages versammelte sich ein Theil der Kammern und erklärte den König der Krone verlustig. Am Abend des andern Tages verließ der König, nachdem seine Soldaten ihm mit Schweigen erklärt, daß sie nicht Lust haben, ihn weiter zu vertheidigen, sein Schloß und bestieg am 16. August als Flüchtling mit seiner Familie hinter Cherbourg die beiden amerikanischen — seltsamer Weise Joseph Napoleon gehörenden — Schiffe, welche ihn nach England bringen sollten.

6. Stück.

Der Aufstand der Belgier.

1.

Die französische Julirevolution gab den Anstoß zu einem fast allgemeinen Aufstande auf demjenigen Theile Europas, dessen Völkergeschichte sich auf ein und derselben Grundlage entwickelt hatte. Zunächst schlug die Flamme der Revolution in den Niederlanden empor.

Doch war dieses Feuer nicht so lauter, nicht so klar, nicht so bloß von dem Drange zur heiligen Freiheit der Menschheit genährt, als in den anderen Landen. Fast mehr trieb hier die Eigensucht zum Aufstande, als der Drang zur Freiheit. Die eifersüchtiche Reibung zweier Nationalitäten und zweier Religionsformen war eine Hauptursache des belgischen Aufstandes, ohne welche ein belgischer Aufstand wahrscheinlich nicht stattgefunden haben würde.

Doch fehlte dieser Revolution jenes erhabenere edlere Element, der Freiheitstrieb, keineswegs gänz-

lich, und womit die neue große Zeit allenthalben in dem Gebiete des altfränkischen Herrenthums die Herzen der Menschheit erfüllt hatte, damit hatte sie sie auch in Belgien erfüllt; nur, daß unter dem raschen Wechsel extremer Verhältnisse und unter dem steten Kampfe der unverwandtesten Belebungsstoffe der Geist des Volkes nicht hatte zu der Klarheit gelangen können, welche dazu gehörte, die neue große Zeit ganz zu verstehen und zu empfinden.

Daher kam es, daß das, wonach in den anderen Ländern das ganze Volk gegen eine Partei strebte, hier das Ziel nur einer Partei war. Daher kam auch ferner zum Theil die seltsame Erscheinung, daß die sonst feindseligen Parteien, Adel, Priesterschaft und Freiheitsmänner, als Kämpfer in ein und demselben Gliede, als Bundesbrüder, vereint bei einander standen.

Der Adel, der unter den verschiedenartigen Regierungen Belgiens, namentlich aber unter dem Protectorat Frankreichs, im letzten Jahrzehend des vorigen Jahrhunderts, manche ihm theure Rechte verloren und dieselben unter den fremdländischen Monarchen nicht wieder erhalten, glaubte das Verlorene nur durch eine gänzliche Ablösung Belgiens von Holland wieder zu gewinnen.

Die Priesterschaft, die ebenso und besonders schon unter Joseph II., wichtige Vorrechte verloren, die ihr natürlich Hollands protestantischer König nicht zurück ertheilen mochte, sehnte sich nicht minder, Belgien unter einem eigenen, und zwar katholischen Könige zu sehen.

Eine Partei von Nationalstolzen hatte desgleichen keinen andern Wunsch, als Belgien selbstständig zu sehen, und so blieb natürlich nicht mehr als eine Partei übrig für die Tendenz wahrer allgemeiner Freiheit.

Doch waren alle diese Parteien mit einander. Jede derselben ehrte um ihres eigenen Gewinnstes Willen die Kraft der andern, keine derselben ehrte aber den Zweck, den Kampfpreis der andern.

Solcher Art war die unterste Grundlage der belgischen Revolution; die ungebührliche Anmaßung der Herrschaft war der Hebel, die französische Julirevolution aber war das Signal, auf welches das seltsam gegliederte Werk sich in Bewegung setzte.

2.

Durch Englands Politik war Belgien dem holländischen Königsthrone vor wenigen Jahren untergeben worden. Dem Throne lag natürlich daran, Belgien ganz nach holländischer Form zu bilden, ja ihm sogar den holländischen Geist einzupressen.

Freilich sind zwei Metalle nicht leicht wieder aus einander zu reißen, wenn sie mit einander verschmolzen, oder vielmehr, wenn das eine in das andere eingeschmolzen worden, so daß es nun mit diesem eine gleiche und dieselbe Masse bildet.

Die Constitution setzte dem Bestreben des Thrones Hindernisse entgegen. Aber welchem Herrscher galten schon die Rechte eines Volkes etwas, hatte er sie auch als ein Heiligthum beschworen?

Heilig muß in allen constitutionellen Staaten die Meinungs- und Stimmfreiheit der Volksdeputirten geachtet werden. Aber der König Wilhelm von Holland und Belgien schätzte diesen Grundsatz der Verfassung so echt königlich, daß er die belgischen Abgeordneten Ingenhousz, Luyben, de Bousies, de la Faille und Stassart, welche gegen den von seinem Ministerium eingebrachten Steuerentwurf gestimmt hatten, ihrer Aemter und Pensionen

beraubte. Dies war eine schandhafte Gewaltthat.

Der holländische Minister van Maanen gab unter schwerer Drohung an die belgischen Anwälte und Procuratoren (welche auch zum Theil das Ständehaus besetzten) den Befehl, sich die Grundsätze des Königs und seines Ministeriums zur strengsten Norm zu machen. Das war eine unverschämte Anmaßung.

Das anmaßende Wort pflegt mit der unrechtlichen That zu wechseln. Die Aufforderung zu einer belgischen Nationalsubscription wurde für einen Aufruf zum Umsturz der Regierung, für eine Anregung zur Rebellion angesehen, und die beim Volke beliebten Männer Ludwig de Potter, Franz Tielemans, Adolph Bartels, Eduard van der Sträten und J. B. de Neve wurden in Kerker geworfen und endlich zu sieben- und achtjähriger Verbannung verdammt. Die Appellation der Verurtheilten wurde verworfen und jede Verwendung für dieselben von dem Könige von Holland und seinem Ministerium zurückgewiesen. Das war eine schändlich gewaltthätige Verletzung der Verfassung, welche die Sicherheit der Person verbürgte.

In dem Herzen des belgischen Volks wurde der Wunsch nach Freiheit zum Grimm gegen den Frev-

ler an der Freiheit. Die Priesterschaft machte diesen Grimm wachsen, der Adel, seinen guten Gewinn vor Augen, that desgleichen, und lauter und kühner wurde der Ruf des Verlangens:

„Wir fordern Vollziehung des Concordats — aber noch fehlen uns drei Bischöfe; wir fordern gesetzliche Verantwortlichkeit der Minister; Schutz der freien Presse; Freiheit des Unterrichts unter Aufsicht der Regierung; definitive Organisation der Gerichte; freien Gebrauch der französischen Sprache; verfassungsmäßige Legislation über die Conflicte; gleiche Vertheilung der Aemter zwischen Holländern und Belgiern, und Publicität des Gemeindebudgets *)!“

Was das Volk forderte, hatte natürlich die Regierung nicht gewährt und gewähren mögen, und es mußte der Preis eines Kampfes werden, auf welchen sich die Regierung am besten dadurch vorzubereiten meinte, daß sie die Armee verstärkte und den Prinzen Friedrich an die Spitze derselben stellte.

Die Concessionen, welche die Regierung in Betreff der Presse, des Schulwesens und des Sprachgebrauchs machte, konnten die Erbitterung der Belgier desto weniger beseitigen, da sie nur halbe Zu-

*) Venturini.

geständnisse waren und obenein ihres schwachen Einflusses durch immer neue Gewaltthaten des Ministeriums beraubt wurden.

3.

Die Julirevolution in Frankreich fand statt, und der Triumph, welchen sie dem Volke schenkte, setzte in Belgien aller Herzen in Bewegung, die den Druck der holländischen Regierung empfanden.

Es bedurfte nur zum Losbruch der günstigen Gelegenheit, die bisher die holländischen Besatzungstruppen verhindert hatten. Da geschah es, daß sich in Brüssel am 25. August zu der Vorstellung der „Stummen von Portici" eine Zuschauermenge einfand, welche das Theatergebäude kaum zur Hälfte aufnehmen konnte. So blieb vor dem Hause eine Menschenmasse, die nun haufenweise durch die Straßen zog und, von den Ideen des Schauspiels, welches sie zu sehen gewünscht, bitter aufgeregt, ihren unzufriednen Herzen durch Ausrufe politischer Art Luft machte.

Bald konnten Worte nicht mehr befriedigen. Man brauchte Thaten. Personen, welche sich als Feinde

und Verräther der Nation bewiesen hatten, gaben Gelegenheit zum Handeln. Das Haus und Bureau des Buchhändlers Bagagno und die Wohnung und Kanzlei des Polizeidirectors von Knyff wurden demolirt.

Eine glücklich ausgeführte That reizt zu neuer That. Um Mitternacht sammelten sich die zu ungeheuern Massen angewachsenen Haufen vor dem Justizpalaste, der Werkstätte des bis zur Nichtswürdigkeit anmaßenden, bitter gehaßten Ministers van Maanen. Der Palast wird erstürmt und das Archiv vernichtet.

Da brausen, die reitenden Truppen heran und die Infanterie naht im Sturmschritt. Aber vor der übermächtigen Bürgermenge, welcher wilde verwegene Pöbelhaufen voranstehen, weichen die Kriegerschaaren zurück.

Die Erscheinung der Truppen hat die Wuth gesteigert. Die Menge stürzt sich nach dem Hotel des Ministers von Maanen, und alsbald geht es in Flammen auf.

Jetzt kommt es zum Kampfe mit den Truppen; aber sie werden geschlagen. Der Kampf wird allgemein in der Stadt; allein allenthalben werden die Truppen überwältigt, und zum Beweise seines Sie-

Bayerische Staats-Bibliothek München

ges reißt das Volk von den öffentlichen Gebäuden die königlichen Wappen und trägt sie triumphirend gleich eroberten Fahnen, gleich Trophäen umher.

Jetzt suchten die königlichen Behörden das Volk durch Erlassung von Steuern zu besänftigen; allein der Löwe hatte Blut geleckt, und somit war es zu spät, seinen Zorn aufzuhalten. Alle Vorbereitungen zur Geburtstagsfeier des Königs wurden zerstört und manches Aehnliche weiter gethan, wobei sich, nebenbei erwähnt, leider zeigte, daß die politische und moralische Bildung der unteren Volksschichten Belgiens mit der der untern Volksschichten Frankreichs in gar keinem Vergleiche stehe. Kaum hätten Verrückte sich anders verhalten können, als der Pöbel beim Aufstande in Brüssel.

Da die königlichen Behörden sahen, daß die Militärmacht sie nicht zu schützen im Stande sei, so betrieben sie selbst eifrigst die Bewaffnung der Bürgerschaft und Constituirung einer Communalgarde, an deren Spitze der Baron von Hoogvorst durch Wahl gestellt wurde. Unter dem Schutze der Communalgarde bildete sich eine Art provisorischer Regierung, deren Präsidium der Baron Secus übernahm.

Wie in Brüssel hatte sich, sobald die Kunde von

da eingegangen, auch in anderen bedeutenden Städten Belgiens (Lüttich, Antwerpen, Löwen, Mons, Tirlemont, Verviers, Gent, Brügge u. a. das Volk erhoben.

Aus allen diesen Städten wurden zu derselben Zeit Deputationen an den König Wilhelm nach dem Haag gesendet, welche fast ein und dieselbe Forderung an ihn stellten.

Allein der König mochte weder sein volksfeindliches Ministerium entlassen, noch die Generalstaaten (Ständeversammlung) berufen, noch sonst etwas zu Befriedigung des belgischen Volkes thun, und erklärte (wie ein deutscher Fürst im gegenwärtigen Jahre, 1848), daß er im Gefühl seiner königlichen Würde höchstens nur einer demüthigen Bitte, nie aber einer Forderung Gehör schenken könne und werde.

Welche Idee diese Weigerung des Königs aber im Schooße trug, das bezeugten die Bewegungen der holländischen Truppen. Die beiden Prinzen, Friedrich, der Befehlshaber der bewaffneten Macht des Königreichs, und Oranien, eilten dem Heere voran mit einem ansehnlichen militairischen Troß.

Aber der Glaube, mit Truppen den Aufstand eines Volkes beschwören zu können, täuschte den

Prinzen Friedrich sehr. Das Volk von Brüssel erhob sich aufs Neue, wie ein furchtbarer Wächter von dem Sitze, auf dem er einige Minuten geruhet hat. Alle Thore und Straßenmündungen wurden mit Barricaden versehen und Vorbereitungen aller Art für eine bewaffnete Zurückweisung feindlicher Truppen getroffen.

In jeder Art mußte der Ausgang eines Kampfes zum Nachtheile des Thrones ausfallen. Daher sah sich der Prinz genöthigt, seine Truppen zurückgehen zu lassen und allein seinen Einzug in der Stadt zu halten (1. Septbr.).

Unter Tausenden von Unzufriedenen hielt es der Sohn des Königs freilich für nöthig, sich als Vertreter seines Vaters in dem geforderten Maße friedlich und nachgiebig zu beweisen. Aber man merkte seinen Worten die Chamäleonsnatur an und schenkte ihnen keinen andern Glauben, als den, auf welchen sich Lügen in allen Zeiten und Fürstenworte in der tausendjährigen Dauer des Herrenthums Anspruch erworben haben.

Das Volk gerieth in neue stürmische Bewegung, und mit diesem Sturme steigerten sich seine Forderungen. „Trennung Belgiens von Holland!" tönte es in allen Straßen, und dieser Ruf hallte selbst in

der großen Deputirtenversammlung wieder, welche der Prinz veranstaltet hatte.

Der Prinz war aber nicht ermächtigt, auf eine billige Forderung eine Zusage zu geben, viel weniger auf eine solche. Sein Sinnen war daher darauf gerichtet, sich aus seiner Gefangenschaft zu befreien. Und es gelang ihm durch die Versicherung, den Antrag auf Trennung Belgiens von Holland bei seinem Vater mit seinem ganzen Einflusse zu unterstützen.

Die Belgier ließen also den Königssohn, der ihnen die beste Geißel gewesen wäre, nach dem Haag zurückreisen, und dachten nicht daran, daß er sich wohl hüten werde, ohne eine gehörige Truppenmacht wieder zu ihnen zu kommen.

4.

Nach der Schilderung des Prinzen, meinte der König Wilhelm, komme alles darauf an, Zeit zu gewinnen. So suchten fast immer die Fürsten die Zeit erst dann, als sie dieselbe versäumt hatten. Zu diesem Zwecke erließ er eine sehr fromme Proclama=

tion. Denn wenn die Fürsten dem Volke gegenüber in Noth sind, pflegen sie ihre aus der Ohnmacht entspringende Demuth in das Gewand der Religion zu hüllen, einmal, um die Angst zu verbergen, zum andern, um dem Volke das Vertrauen in sich einzuflößen, welches es in die Religion zu setzen pflegt.

„Er sei überzeugt", proclamirte der König Wilhelm, „der treue Beistand der göttlichen Allmacht und der redliche Wille der guten und gottesfürchtigen Bürger werden es ihm möglich machen, in den aufgestandenen Provinzen die verloren gegangene Herrschaft des Gesetzes wieder herzustellen. Er wolle dann die Stände berufen und sie ernstlich die Uebel, um welche Belgien seufzte, untersuchen und sie dann entscheiden lassen, ob es zu Belgiens Wohle nothwendig sei, die auf Tractaten und dem Grundgesetz beruhende Verbindung desselben mit Holland aufzulösen."

Während der König aber durch eine solche Proclamation, der man das Tückische*) nur zu sehr an-

*) Denn die Majorität der Generalstaaten, aus Holländern bestehend, war, zumal was Belgien betraf, ohne allen Zweifel zu Gunsten des Thrones und gegen die Anforderungen der Belgier.

sah, die Belgier zu beruhigen suchte, gab er Befehle an die Führer des Heeres, welche nicht verschwiegen blieben und den Belgiern klug und nicht säumig sein hießen. Die Revolution nahm weder Ende, noch Stillstand, sondern organisirte und befestigte sich mehr.

Die Belgier, sehend, daß der König seine verborgene gute Hoffnung auf seine holländische Heeresmacht stütze, und fürchtend, daß sie dieser Macht nicht siegreich zu widerstehen vermögen, sendeten ihre entschiedensten und gewandtesten Männer nach Paris, um dort für den Fall der Noth französische Hilfe zu erwirken. Ihre Erwartung betrog sie nicht. Frankreichs junge Regierung hatte Ursache, vorläufig vorsichtig zu sein, aber sie war nicht zu furchtsam, ihre Sympathie für Belgien durch manche den belgischen Aufstand begünstigende Anordnung zu beweisen.

Desto freudiger und mächtiger rüsteten sich die Belgier. Und schon nahmen die wallonischen Provinzen nicht Anstand, die dreifarbige Fahne, die Fahne von Brabant, auf den Zinnen ihrer Städte aufzurichten.

Schon war vorauszusehen, daß etwas anderes als Kampf den Streit zwischen der holländischen

Krone und den Belgiern nicht entscheiden könne, als die Generalstaaten im Haag zusammentraten (13. September). Aber sie förderten die Revolution nur. Belgien gegen Recht und Billigkeit trotz seiner größern Bewohnerzahl fast schwächer vertreten als Holland, mußte, wie bald zu erkennen war, mit seinen Anforderungen in der Minorität bleiben. Daher verließen plötzlich die entschiedensten belgischen Deputirten die Kammern und verkündeten an ihren Wahlorten, daß Belgien eine Abhilfe seiner Beschwerden von den Generalstaaten nicht zu erwarten habe. Also Kampf, also Krieg!

5.

Schon in der Mitte Septembers brach der Kampf los. Die königlichen Truppen wurden von ihren Posten gejagt, die öffentlichen Gebäude erstürmt, die alten Behörden vertrieben und die Waffenvorräthe der königlichen Arsenale vertheilt. Aber auch bei diesem neuen Aufstande bewies sich die politische Unbildung der untern Volksschichten Belgiens. Manche die Revolution entehrende That wurde ausgeübt und der Gesetzlosigkeit dadurch die Krone aufgesetzt, daß die beim früheren Aufstande eingesetzten

Behörden, weil sie die Frevelthaten ahnden wollten, vertrieben wurden An einigen Orten ging es so weit, daß die Bürgergarde der Waffen beraubt und die Gewalt vom Pöbel in die Hand genommen wurde.

Unter solchen Umständen zogen sich die Mitglieder der früher eingesetzten provisorischen Regierung vom Ruder der Revolution zurück. Ihr Rücktritt war nicht beweinenswerth, denn sie waren Aristokraten, welche die Revolution im Sinne des unzufriednen Adels zu lenken gesucht hatten.

Die provisorische Regierung erneuete sich durch Männer von der freiheitliebenden Partei, unter denen de Potter der namhafteste war. Mit aller Macht förderten sie den Aufstand; doch läßt sich ihnen das Lob nicht vorenthalten, daß sie ihn zu veredeln gesucht haben.

Nachdem der belgische Aufstand eine so entschiedene Miene angenommen, zögerte der König Wilhelm nicht, seine Maske fallen zu lassen. Er erließ eine Proclamation, welche die Entwaffnung der Bürgergarden und die Aufnahme der königlichen Truppen befahl, den durch die Revolution eingesetzten Behörden die Amtsausübung verbot und jede Widersetzung gegen die Anordnungen der königlichen

Regierung mit der strengsten Vollziehung des Gesetzes bedrohete.

Unverzüglich, nachdem der zweite Aufstand ausgebrochen war, rückte der Prinz Friedrich mit 9,500 Mann, von welchen er, sich den Rücken zu sichern, 3000 stationsweise zurückließ, gegen Brüssel.

Schon am 21. September erreichte er das Weichbild von Brüssel. Die Alarmtrommel und Sturmglocke riefen die Bürgerwehr und Menge zu den Waffen. Voll Siegeshoffnung zogen die Brüsseler aus der Stadt, um im Felde sich mit den gut eingeübten Truppen des Königs zu messen. Allein sie überschätzten ihre Kräfte. Nach einem siebenstündigen fruchtlosen Kampfe mußten sie sich in die Stadt zurückziehen. Jetzt befanden sie sich auf einem ihnen angemessenen Kampfplatze. Zwar konnten sie es nicht hindern, daß die königlichen Truppen die Thore sprengten und einige Straßen gewannen; allein hier war auch eben der Platz, wo der Kampf stattfinden mußte, wenn er den Bürgerkriegern zu Gunsten ausschlagen sollte.

Die unredliche Behandlung einer Friedensdeputation der Stadt von Seiten des Prinzen hatte die Wuth des Volkes auf den höchsten Grad gesteigert. Und sie trug zu der Niederlage der Truppen bei

Erfolglos war ein dreimaliger Sturm auf die Barricaden beim Rathhause, und von einem Regimente Cavallerie, welches durch List in die Stadt gelangt war, blieben nur wenige Trümmer übrig, die sich erst außerhalb der Stadt wieder zusammenfanden.

Bald wurde die Infanterie aus den Straßen verdrängt, welche sie am 22. gewonnen hatte, und in dem Parke vermochte sie sich unter dem Schutze von 12 Kanonen kaum so lange zu halten, bis der Prinz begriffen, daß er ein sehr schlechter Heerführer sei und unter allen Bedingungen die Operation dumm geleitet habe.

Am 26. mußten die Truppen des Königs capituliren und verließen die Stadt auf 5 Meilen Entfernung.

Ebenso wurden die königlichen Truppen in Löwen, Mons, Brügge und Tournay von dem Volke besiegt, und die Holländer konnten es nicht hindern, daß die Citadelle von Gent und bald auch die von Lüttich in die Hand der Insurgenten überging.

Unter solchen Umständen glaubte der König sich wieder nachgiebig zeigen zu müssen, damit Belgien wenigstens seiner Familie nicht verloren gehe. Er proclamirte also die Genehmigung der Trennung Belgiens von Holland, des ausschließlichen Rechts

geborner Belgier auf belgische Staatsämter ꝛc., ernannte seinen Sohn, den Prinzen von Oranien, zu einem Generallieutenant von Belgien und ertheilte ihm den Befehl, sich an die Spitze des öffentlichen Wesens in Belgien zu stellen.

Aber zugleich erließ er, wie früher, einen Aufruf an die Holländer, die Waffen einmüthig gegen das rebellische Belgien zu ergreifen.

Es war daher der Plan des Königs nur zu wohl zu durchschauen. Der Prinz sollte die belgische Bewegung in die Hand nehmen, d. h., er sollte die Belgier fesseln und halten; der König wollte dann den Schlag ausführen.

6.

Im Anfang Octobers trat der Prinz von Oranien seine gefährliche Mission an. Obschon königliche Naturen sich großartig zu zeigen lieben, so verschmäheten die königlichen Leute doch Kleinlichkeiten nicht, welche dem Zwecke zu dienen versprachen. Der Prinz zog den päpstlichen Nuntius Capaccini und eine Menge anderer hoher katholischer Priester in seine Umgebung Und hoffend, daß er durch die Befreun-

dung mit diesen Männern die ganze, auf das Volk mächtigen Einfluß besitzende Partei der Priesterschaft Belgiens gewinne, ließ er sie seine Begleiter und Gefährden sein. Am 5. October erschien er mit ihnen in Antwerpen, welche Stadt, beherrscht von dem nur nach Geldgewinn trachtenden Geiste des überwiegenden Standes der Kaufmannschaft, sich für die königliche Sache erklärt hatte. Von hier aus erließ er seine versöhnungsvollen Proclamationen, in denen „sein Herz über dem Unglücke der guten Bürger Belgiens blutete", in welchen sein Vater, der König, mit wahrer Freude die Erfüllung der Wünsche der edlen braven Belgier zu erfüllen gesonnen und, Gott weiß, was alles zu thun bereit war.

Allein, während des Prinzen Worte in Belgien mit solchem Philomelenschmelz tönten, krächzten in Holland die Erlasse des Königs an seine Holländer gegen Belgien wie erboste Drachen, und manche Anstalt, besonders aber die wiederholte Berufung des verwünschten van Maanen in's Ministerium, bewies die Wuth, welche am Throne herrschte über den belgischen Aufstand. Die königlichen Herren und ihre Vertrauten spielten gar zu plump und mochten glauben, der belgische Verstand sei nicht fähig, die leichteste Combination zu machen. Allein sie über-

zeugten sich bald von ihrer Thorheit. Der Prinz erleichterte ihnen die beabsichtigte Operation durchaus nicht, denn die Belgier wiesen seine Anträge entschieden zurück und erklärten ihm vielmehr, daß jetzt, nachdem so viel Blut vergossen worden, die Bande zwischen Belgien und der Dynastie Oranien zerrissen seien, und die Frage, ob ferner ein Prinz dieses Hauses auf Belgiens Throne sitzen könne, von dem belgischen Nationalcongresse entschieden werden müsse. Die Wahlen zum Nationalcongresse ordneten die Belgier ganz nach eigenem Ermessen an, und der Prinz, bethört durch die katholischen Priester in seiner Umgebung, vertraute so darauf, von den Belgiern zu ihrem König gewählt zu werden, daß er die Rechte, auf welche die Belgier jetzt Anspruch machten, anerkannte.

Hierin war der Prinz weit über seine Befugnisse und in der That über die Vorschrift der Klugheit hinausgegangen. Deshalb wurde er vom Könige zurückberufen und mußte, gleichsam verwiesen, das Reich seines Vaters verlassen.

Bereits vor seiner Abreise aus Belgien war vom Könige an die Militärbefehlshaber in den belgischen Citadellen der Befehl ergangen, sich im Verhalten zur rebellirenden Bevölkerung durchaus nicht nach

dem Verhalten des Prinzen zu richten und keinen seiner Befehle auszuführen. Diesen königlichen Befehl benutzten die Generale jeder nach seiner Weise, der eine, um Heldenthaten zu thun, der andere, um seine Person so bald als möglich aus der Gefahr, welche die Revolution bereitete, zu ziehen; keiner aber solcher Weise, daß er zur Rettung der Sache seines Herrn und Königs etwas beigetragen hätte.

In der Nähe von Antwerpen hatte die Anwesenheit des Prinzen mehre starke Haufen von Insurgenten gezogen. Nachdem sie sich vereinigt und bei Berchem ein holländisches Corps angegriffen und vertrieben, vereinigten sie sich mit der bewaffneten Bevölkerung von Antwerpen.

In dieser Stadt war endlich der der Aristokratie und dem Herrscherthum huldigende Geist der Kaufmannschaft erstickt unter der Flamme der Insurrection. Das Volk war begeistert und glühend für Belgiens Freiheit und Selbstständigkeit. Desto ergrimmter wurde es, als der Befehlshaber der Citadelle, Generalfeldmarschall Chassé, sich auf Kosten der Stadt rüstete, die Ansprüche des Königs von Holland auf das Kräftigste zu unterstützen.

Da erhob sich plötzlich am 26. Ocrober die Bevölkerung Antwerpens und vertrieb die holländischen

Soldaten aus der Stadt. Im Besitze einer ziemlich bedeutenden Zahl von schweren Belagerungsgeschützen, glaubte das Volk den Commandanten der Citadelle, um welchen sich die geschlagenen Truppen geschaart hatten, als Besiegten behandeln zu dürfen, und forderten von ihm in der That mehr, als sich für den Augenblick mit der Ehre des alten kühnen Kriegers vertrug. So zerschlugen sich plötzlich die Waffenstillstandsunterhandlungen, welche der General Chassé selbst eingeleitet hatte und, nachdem einige übermüthige Insurgentenhaufen die Feindseligkeiten begonnen, eröffnete plötzlich die Citadelle ein Feuer auf die Stadt, welches, unterstützt von den Bomben und den Raketenbatterien einiger Kriegsschiffe, in kaum fünf Stunden gegen zwei Hundert Häuser in Asche legte.

In diesem Kampfe hatte freilich der Feldmarschall des Königs von Holland die Oberhand behalten, allein dieser blutige Sieg, der auf den Ausgang des Krieges keinen wesentlichen Einfluß haben konnte, war für die Sache des Königs viel schlimmer, als eine unblutige Aufgebung der Festung hätte sein können, denn durch ihn war der Weg zur Versöhnung des Fürsten mit dem Volke völlig zerschlagen worden. Beide standen sich nur noch als Kämpfer,

als Feinde gegenüber, die sich nie mehr vereinigen, und nur durch die Niederlage eines oder des andern zu einem Friedensschlusse gelangen können.

Das Schicksal Antwerpens hatte in der That auf den Gang der belgischen Revolution gar keinen Einfluß, und darum wurde belgischer Seits dieses Bombardement auch als ein Erguß der holländischen Bosheit und Rache bezeichnet. Brüssel war die Basis der Revolution, und da schritt dieselbe ungestört vorwärts. Die provisorische Regierung ernannte eine Commission zur Entwerfung einer neuen Staatsverfassung, und der Congreß, welcher diese begutachten und bestätigen sollte, trat am 10. November zusammen.

Während aber die verschiedenen Parteien beim insurrectionellen Kampfe gegen Holland in einer Reihe gestanden, trennten sie sich natürlich, als es sich darum handelte, dem Staate eine Verfassung zu geben. Die Partei der katholischen Priester und die des Adels konnten Beide den Preis ihrer Anstrengung nur durch einen Fürsten, durch das Herrenthum erlangen, denn darin selbst lag dieser Preis. So vereinten sich diese beiden Parteien in dem Streben, Belgien zu einem Fürstenstaate, einem Königreiche zu machen. Feindlich den Aristokraten gegenüber

stand die republikanische Partei, an deren Spitze de Potter sich befand. Allein Belgiens Volk war der politischen Mündigkeit noch nicht so nahe als die Franzosen, ja es war derselben ferner als irgend ein Volk, welches an der großen Revolution des Zeitalters betheiligt war. Daher kam es, daß die republikanische Partei unterlag und mit einer Stimmenmehrheit von 161 eine erbliche monarchisch-constitutionelle Regierung bestimmt wurde. Wer aber den Thron besitzen sollte, diese Frage zu beantworten, fühlte sich der Congreß noch nicht reif. Nur so viel stellte sich schon heraus, daß das holländische Fürstenhaus keine Hoffnung haben dürfe.

Während dessen dauerte der Kampf mit dem holländischen Heere fort. Aber auch in diesem ging der Hoffnung des Königs die Nahrung immer mehr verloren. Die Festung Venloo wurde mit List genommen und die ganze Besatzung gerieth in Gefangenschaft. Auch andere feste Plätze gingen in die Hand der Belgier über, und immer mehr würden dieselben Herren ihres Landes

Aber die republikanische Partei der Belgier beruhigte sich nicht bei dem Ausschlag, den die Abstimmung im Congreß gegeben hatte. Auf die große Menge rechnend, welche in Frankreich stets der Re-

publik gehuldigt hatte, rüstete sie sich zum Kampfe gegen die Aristokraten, und diese kriegerische Spaltung im Innern Belgiens berechtigte den König Wilhelm noch einmal zu guter Erwartung. Allein die große Menge war hier anderer Art als in Frankreich. Sie war zum größten Theile von den Aristokraten, namentlich den Priestern, gewonnen, und so verunglückten die Unternehmungen der Republikaner schon in ihrem Beginn so, daß ein Bürgerkrieg nicht entstand.

Inzwischen aber hatten die bei dem Schicksale Belgiens interessirten Mächte einen Congreß in London zu Stande gebracht. Die Siege der Belgier und das kühne Auftreten ihres Abgeordneten van de Weyer, vorzüglich aber die entschiedene Parteinahme Frankreichs für Belgien, hießen den Mächten bei der Verhandlung sich ihren beliebten Grundsatz, nach welchem sie fürstenlose Völker einer Waare gleich achteten, aus dem Kopfe schlagen. Man erkannte, obschon man dadurch einen neuen, bei den Völkern gewissermaßen schon zur Heiligkeit gelangten Grundsatz, nämlich den der Volkssouverainität, sanctionirte, das Recht der Belgier, sich von Holland und dem Hause Oranien zu trennen und sich selbst eine Verfassung zu geben, an. Der König von Holland

selbst hatte eifrigst mitgewirkt zum Zustandekommen der Conferenz in London, und fand sich daher durch die Beschlüsse derselben sehr in seinen Erwartungen getäuscht. Er mußte auf's Neue seine Hoffnung an seine Kriegsmacht knüpfen, und rüstete also so sehr und eifrig, als ihm irgend der von dem Congreß vorgeschriebene Waffenstillstand erlaubte. Fast wäre ein Wunsch des Königs dadurch in Erfüllung gegangen, daß die Belgier, übermüthig durch den glücklichen Fortgang ihrer Revolution, den Waffenstillstand zu brechen suchten. Allein die Herren in London, so wenig sie in Belgien auch Respect genossen, wußten doch ein Mal ihrer Energie Achtung zu verschaffen, und Belgien mußte nicht bloß den Waffenstillstand während der Dauer der Verhandlungen, sondern auch die vom Congreß vorgeschriebene Demarcationslinie achten.

Hatte der Congreß zu London dadurch dem Herrenthum, welches er eigentlich vertrat, viel vergeben, daß er gewisse Rechte des belgischen Volkes anerkannte oder anerkennen mußte, so beeiferte er sich nun, das Schlimme wieder gut zu machen, indem er verkündete, daß nicht nur nie eine Verbindung Belgiens mit Franreich, sondern auch nie eine republikanische Verfassung in Belgien zugegeben werde.

Eine solche Vorschrift konnte natürlich nicht mit Erfolg angefochten werden, da bei der politischen Unbildung der Belgier die republikanische Partei sehr schwach, die aristokratische (priesterliche hauptsächlich) dagegen mit ihrem ungeheuern Pöbeltroß überwiegend stark war. Und in der That wäre Belgien um seiner selbst Willen jetzt eine republikanische Verfassung noch nicht zu wünschen gewesen.

7.

Endlich handelte es sich in Belgien nur noch darum, einen König zu wählen, und die Revolution war eigentlich vollendet. Sie war kaum mehr gewesen als ein Aufstand gegen das Haus Oranien. Die bei der großen Revolution des Zeitalters vorherrschende und wichtigste Potenz, nämlich die Theilnahme des edlen Bürgerstandes, fehlte gänzlich. Der Bürgerstand besaß weder Sympathie für die eine, noch für die andere Partei, und daß er die Reize der himmlischen Braut, nach der sich zu sehnen die Völker begonnen hatten, daß er die Reize der Freiheit noch nicht begriff, das bewies er in seinen Petitionen an den König.

Endlich, nach langem Streite, während dessen man einen Regenten, (den Baron Surlet de Chokier), einzusetzen sich gezwungen gesehen, hatte man in der Person des Prinzen Leopold von Sachsen-Koburg einen gefunden. Er beschwor am 21. Juli 1831 die Verfassung und begann nun seine Regierung. Unmittelbar nach seiner Thronbesteigung begannen von Seiten Hollands die Feindseligkeiten aufs Neue. Holland entwickelte dieses Mal eine Gewalt, welche einen siegreichen Erfolg versprach; allein Frankreich, mit Uebermacht schnell auf dem Kampfplatz tretend, entschied für Belgien. Doch bewirkte es keinen Friedensschluß. Die Hartnäckigkeit des Königs von Holland war nicht so leicht zu bezwingen. Fast wäre es, indem Preußen, Oesterreich und Rußland gewissermaßen Partei für Holland; England und Frankreich dagegen, zu Gewaltanwenwendung entschlossen, Partei für Belgien nahmen zu einem Conflicte zwischen den Großmächten gekommen, der indessen dadurch verhindert wurde, daß England und Frankreich zuerst ihre Seemacht gegen Holland in Anwendung brachten und dadurch den übrigen Großmächten Veranlassung gaben, auf sich selbst manche Rücksicht zu nehmen. So ließen es Oesterreich, Preußen und Rußland geschehen, daß

eine französische Armee den König von Holland zu Respectirung der londoner Conferenzbeschlüsse zwang (in der Mitte des November 1832). Die Holländer räumten die bis jetzt besetzt gehaltenen belgischen Festen und erkannten das neue Belgien an.

Die Revolution der Belgier hatte einen ungleich geringeren Werth als die Revolutionen der übrigen Völker, welche eine neue Geschichtsperiode zu machen berufen waren; doch auch sie entsprang gewissermaßen den Ideen, die die Bevölkerung von halb Europa in Bewegung setzten, und hatte auf die große Revolution des Zeitalters einen gewaltigen Einfluß, und zwar dies hauptsächlich durch die Art der durch sie hervorgebrachten Staatsverfassung.

Siebentes Stück.

Volksbewegungen in Deutschland.

Schweiz.

1.

Sowie die Julirevolution selbst nur eine vorbereitende Bewegung war, so war auch ihre nächste Wirkung nur vorbereitend. Demungeachtet erstreckte diese sich weit; weiter im Gebiete des Volksgeistes als in dem des äußeren Völkerzustandes. Die Schweiz war es, welche ihrer zunächst theilhaftig wurde. Staunend sollte man fragen, wie die Schweiz, das ewige Freiheitsland, habe an einer zur Freiheit führenden Revolution Theil haben können. Und doch war dem so, denn — Fürsten hatten an der Verfassung der Schweiz im Jahre 1814 mitgearbeitet. Und wie hätten Fürsten einer Republik eine Verfassung geben sollen, die zu deren Gedeihen gedient

hätte? Die Verfassung, welche der Schweiz gegeben worden, war der geeignetste Boden für das Herrenthum, welches in der That auch schon so starke Keime getrieben hatte, daß das Volk allgemein über den Druck einer gewissen Herrschaft klagte.

In folgender Ansprache des Staatsschreibers Baumgartner an seine Landsleute schildert sich der unnatürliche Zustand der Schweiz:

„Seit einigen Jahren bestrebt sich eine Anzahl ausgezeichneter und vertrauenswürdiger Männer in der Schweiz, dem gesammten Vaterlande und den einzelnen Kantonen, auf die ewigen Grundlagen des Rechts der Freiheit und der bürgerlichen Gleichheit gestützt, neue und bessere Institutionen zu geben. Diese nämlichen Männer haben damit angefangen, die schweizerische Eidgenossenschaft von einem unnatürlichen Joche zu befreien, welches das Ausland in Folge mehrer Fürstenkriege und Monarchencongresse auch der Schweiz anzulegen versuchte, indem es uns theils in Hinsicht der Duldung von Fremden, theils in Bezug auf die Anwendung der Druckerpresse in Erzählungen über auswärtige Angelegenheiten diejenige völkerrechtliche Freiheit nicht zugestehen wollte, welche keinem Staate ohne Un-

recht entrissen werden kann. Die Kraft jener Männer aber entschied. Man ging von den Zwangsgesetzen ab und die Presse wurde frei. Sie wurde frei — durch die Bemühungen der nämlichen Patrioten, auch für innere Angelegenheiten, und ihnen verdanken die Bewohner der Schweiz die nähere Kenntniß sowohl über die Mittel zu fester Begründung ihrer Wohlfahrt, als die rechte Erwägung ihrer bürgerlichen Rechte. Nie hat es jedoch die Absicht jener edlen Männer sein können, Unordnung, Zwietracht und Anarchie zu befördern. Solche unselige Zerrüttung mußte aber erfolgen, wenn die Schweizer den selbstsüchtigen Einflüsterungen von Leuten sich hingeben wollten, denen selbst die volle bürgerliche Gleichheit nicht genügt, so lange sie im Feierkleide der Ordnung unter Euch wandelt. Hütet Euch ꝛc."

Die Schweiz war durch ihre 1814 erhaltene Verfassung nicht nur in eine Zerrissenheit gerathen, welche sie an den Untergang zu führen gedroht hätte, wäre die tausendjährige Periode des rings um die Schweiz her vorhandenen Herrscherthums nicht schon in ihrem Falle, ja nahe an ihrem Ende gewesen; sondern es war ihr auch eine bürgerliche Ungleichheit bereitet worden, welche die Grundlage der Republik untergraben mußte.

Die Familien des alten Adels begannen schon die Rollen zu spielen, welche der Adel der Monarchieen so lange gespielt hatte. Schon befanden sich fast alle Aemter der executiven Staatsgewalt in den Händen der Aristokraten, alle Offizierstellen bei dem in auswärtigen Staaten dienenden Schweizerregimentern, ja selbst die meisten Befehlshaberstellen bei der Landesmiliz hatten sie an sich zu bringen gewußt, und gewiß würde dieses Treiben noch weit gegangen sein, wäre es dem Volke, an Knechtschaft nicht gewöhnt, nicht zu bald unerträglich geworden.

Am lautesten gab sich der Wunsch einer Revision der Verfassung beim Landvolke kund, dessen Antheil am Staatswesen durch die vorgeschriebene schlechte Wahlart sehr zu Gunsten der Städte und der Aristokraten beschränkt war. Es war aber nicht bloß das, sondern Mancherlei der Klagen des Volkes werth, die die Partei des Adels auf jede mögliche Weise unhörbar und erfolglos zu machen sich bestrebte. Mit allen Kräften suchte auch diese Partei die Revision der Verfassung zu hintertreiben, und bei der Unterstützung der benachbarten Fürsten hätte sie leicht ihre Vortheile behaupten können, hätte nicht der von Paris ausgehende Revolutionssturm auch die Gebiete dieser Fürsten ergriffen.

Im letzten Drittheil des Septembers brach der Aufstand in Bern los. Umsonst erließ die Patricierregierung gewaltige Drohungen, umsonst zog sie zehn Milizcompagnien in die Stadt. Der Bürgerstand und die Landgemeinden bewaffneten sich und zwangen die adligen Familien, deren Vorrechte keineswegs auf einem Gesetz, sondern nur in ihrer Anmaßung beruheten, sich vor dem heiligen republikanischen Grundsatze der allgemeinen Gleichheit zu beugen. Es wurde vom Volke eine Commission zur Untersuchung der Uebelstände eingesetzt und die Revision der Verfassung, bei welcher man freilich den Einspruch der auswärtigen Fürsten zu fürchten hatte, welche aus der Schweiz lieber ein zweites Polen gemacht hätten, wurde versprochen.

Ebenso trat das Volk der Cantone Freiburg, Aargau, Solothurn, Waadt und Basel gewappnet für Recht und wahre Freiheit auf. Wie in Bern, trug es auch hier den Sieg davon. Die Regierungen der kleineren Cantons wagten es theils nicht Widerstand zu leisten, theils waren die Forderungen des Volks in ihren eignem Sinne. Allenthalben aber ging das Spiel der Aristokraten und Pfaffen zu Ende; doch blieben Letztere im Besitze mancher Mittel, durch welche sie sich für die Zukunft einen

überwiegenden Einfluß, eine Art von Herrschaft bereiten konnten.

Braunschweig.

2.

Der Blitzstrahl der Julirevolution konnte nicht verfehlen, auch die in Deutschland aufgehäuften Zundermassen in Brand zu setzen. Wir haben schon erzählt, wie die deutschen Fürsten auch selbst die wenigen Heller, die sie statt der versprochenen Goldstücke gegeben, dem Volke wieder aus der Hand zu spielen sich bemüht hatten. Der Unmuth des Volkes hatte sich mehr und mehr gesteigert und schon im Jahre 1829 waren in Deutschland Alle zu einem Aufstande des Volks gegen die Herren nöthigen Elemente vorhanden. Obschon von den Regierungen alles gethan war, die in der Idee der Freiheit und Volkshoheit Gleichgesinnten an einer Gesellung, Verbindung zu hindern, so hatte bei der fast ins Allgemeine gehenden Mißstimmung doch eine Art natürlicher Verbindung der Gleichgesinnten nicht verhindert werden können. Man wußte, daß die Menge sehr groß, welche zum Kampfe für die Freiheit bereit;

denn auf Tritt und Schritt begegnete man einem Mißvergnügten, Einem, der über die Wortbrüchigkeit und Anmaßung der Herrscher erbittert war und dem unnatürlichen, schmählichen Zustande des Volkes das Ende wünschte. Allein die Spionerie und die gerechte Furcht, aber auch die Gewohnheit der Furcht hinderten, sich zu erkennen zu geben. Obschon man daher wußte, daß die Menge der Unzufriedenen sehr groß war, so konnte man sie doch nicht übersehen, berechnen. So fehlte denn die Zuversicht auf den Sieg. Es herrschte ein Gefühl der Ungewißheit, welches die zu einem glücklichen Aufstande nöthige Entschlossenheit verhinderte.

Als nun im Jahre 1830 die Julirevolution ihren Signaldonner durch die Welt sendete, durfte man wohl fest überzeugt sein, daß er in Deutschland gehört und sein Gegensignal erhalten werde; aber man konnte doch auch nicht erwarten, daß seine Wirkung über die Gesammtheit des deutschen Volkes und Landes hinreichen werde. Dazu gehörte aber, daß das unzufriedene deutsche Volk seine Kräfte, sich selbst, kannte.

So kam es nur zum Aufstande einzelner Volksstämme und zwar derjenigen, welche sich am pein=

lichsten und schmählichsten betrogen und entwürdigt sahen.

Wirklich vorbereitet und daher am frühesten vorhanden war der Aufstand in Braunschweig. Von nichtswürdigen Erziehern zu einem nichtswürdigen menschlichen Wesen erzogen und in Wien von dem diabolischen Staatskanzler Fürsten von Metternich mit dem Wahne, daß ein Fürst ein Gott sei, erfüllt, hatte im letzten Jahrzehend der Herzog Karl die Regierung seiner ihn nach dem alten Rechte des Herrnthums zugefallenen sogenannten Erblande angetreten. Er war fast noch ein Jüngling; aber bereits übersättigt von dem Sündenkelche eines bestialischen Jugendlebens, hafteten schon die Laster des Alters an ihm. Nichtswürdig als Mensch, war er auch nichtswürdig als Fürst, und während er sich im Bette der Huren zum Vieh herabwürdigte, hob er sich mit wahrhaftem Tollhäuslerstolz von der Höhe des Fürstenstuhls zu dem Throne eines allmächtigen, aber tollen Gottes empor, als welcher er nicht bloß den Grimm der Freunde der Volksfreiheit, sondern auch den des Adels und der Geistlichkeit gegen sich entflammte.

Bald verließen den nichtswürdigen Fürsten diejenigen Personen, welche zur Entsittlichung desselben beigetragen hatten und von seiner Erkenntniß seiner Schlechtigkeit für sich Gefahr fürchteten. Dieses Selbstbewußtsein seiner Schlechtigkeit besaß der Herzog. Darum aber wurde er um kein Haar besser. So verließen ihn nun auch die edlen Männer, welche vermittelnd dem Volke die scheußliche Regierung dieses Monarchen erträglich gemacht hatten.

Da der Herzog von allen Classen der Staatsgesellschaft, und nur von der der Verbrecher und Schurken nicht gehaßt und verachtet war, so war es ihm auch nur möglich, die vacanten Stellen mit Verbrechern und Schurken zu besetzen. So wurden nun Leute, wie der berüchtigte Advocat Fricke, der nicht minder übel berüchtigte Wit, (als Schriftsteller Dörring genannt), der früher seiner Würde entsetzte Professor Schütz, der nachmals steckbrieflich verfolgte Legationsrath Klindworth, der Hofnarr Bitter u. A. in die vacanten Stellen eingesetzt. Was ein solcher Fürst mit solchen Räthen dem Volke zufügte, das läßt sich ermessen. Aber nicht bloß, daß durch eine solche Regierung dem Volke schweres Uebel zugefügt wurde, nein, es wurde auch auf die scheußlichste Weise entwürdigt, geschändet, und das empfand

Gott sei Dank, die ganze Bevölkerung von Braunschweig, ja, von ganz Deutschland, denn trotz der tausendjährigen Knechtschaft war die Zahl der Männer, welche Ehrgefühl besaßen, noch so sehr überwiegend, daß man, ohne überspannter Meinung beschuldigt werden zu können, das ganze Volk ein Ehrenvolk nennen konnte. O, daß man dieses Volkes Fürsten einen Ehrenstand hätte nennen können! Welch schöne Harmonie würde das gewesen sein. Aber wie sollte dies möglich sein? Wo wäre es möglich gewesen, daß die rechtslose, ertrogene Function des Herrschers mit dem Sittengesetz, mit der menschlichen Tugend in Verein traten?

Aber auch die nichtswürdigen Räthe, mit denen der Herzog sich umgeben hatte, konnten selbst ohne den Einspruch des Volkes, welches die tiefe Kränkung noch immer in seinem Herzen verbarg, nicht lange in ihren Stellen dauern. Dieß hinderten die Geldgier und das Mißtrauen, womit der Herzog gegen Jedermann, selbst gegen seine wahrhaftesten Wohlthäter erfüllt war.

Jene genannten Männer mußten mit Schuld und Schmach beladen, aber nur von des Herzogs Mißtrauen und Geldwuth bekämpft, ihre Aemter verlassen. Aber durch bessere Männer wurden sie

nicht ersetzt, und wo hätte sich der Ehrenmann finden lassen, der sich mit der Schmach des herzoglichen Dienstes hätte beladen mögen? Denn wirklich hielt man den braunschweigschen Staatsdienst jetzt für eine Schande, und Niemand, außer faulen, schlechten Creaturen, mochte sich auf denselben einlassen.

Diesem Staatswesen wurde die Krone aufgesetzt durch Processe zwischen dem Herzog und einigen seiner Huren und anderen Personen, die an den Schanddirnen Interesse nahmen; ferner durch Processe zwischen dem Herzog und seinem Vormund, dem König von England und anderen Personen, welche theils durch die Habsucht, theils durch andere schlechte Eigenschaften es Fürsten verletzt waren; besonders aber auch durch Streitigkeiten zwischen dem Herzog und einigen Edelleuten, welche auf Duelle hinausliefen.

Bei all diesen Angelegenheiten schöpfte der Herzog mit seinen jedesmaligen vertrauten Räthen ohne Bedenken aus dem Topfe der schwärzesten Schande. Diese Processe wurden vom Herzog selbst zur Oeffentlichkeit getrieben, und es schien, als suche dieser verächtliche Mensch einen Ruhm darin, seine Schande als das Vorrecht einer heiligen unantastbaren fürstlichen Person hinzustellen. Die Schriftstellerei war dabei das vornehmste Mittel. Anfangs hatten sich

genug bereitwillige Federn für den Herzog gefunden, da man den Sachen nicht genau auf den Grund sehen konnte und des Herzogs Undank und Treulosigkeit sich noch nicht so klar gezeigt hatten. Aber bald mußte der Herzog seine Schriftsteller in den Gefängnissen suchen. Ja, und dies that er. Ein Verbrecher, welcher zum Strange verurtheilt war, und statt des Stranges jetzt zwanzigjährige Zuchthausstrafe litt, wurde zu des Herzogs Vertrauten gemacht und durch das Versprechen der Begnadigung und großer Wohlthaten bewogen, seine Feder für die landesväterlichen sauberen Angelegenheiten in Bewegung zu setzen.

Während so die Regierung und der Hof ein Nest der schlechtesten und verworfensten Menschen bildete, wurden die braven Männer, welche bis jetzt in dem Staatsdienste verblieben waren und ihren Abscheu vor jenem Treiben irgendwie bemerkbar machten, auf das schändlichste verfolgt. Die Rachsucht des Herzogs war unerschöpflich und desto fürchterlicher, da der schlechte Mensch sich mit frecher Stirn die Gewalt des unbeschränktesten Herrschers anmaßte.

Mit dieser Gewalt verweigerte er jegliche Rechte des Volkes, vornämlich aber der Ständeversammlung die Anerkennung, und erhob gegen diese einen

Prozeß, der ebenfalls auf der einen Seite zu einem Scandale wurde. Mit dieser Gewalt verkaufte er ferner eigenmächtig Domainen, zog Aemter und Theile von Amtsgehalten ein, ließ unziemliche Gebote und Verbote ergehen, falsche Staatspapiere in Umlauf setzen, zerstörte das Urtelsrecht der höchsten richterlichen Landesbehörde, nämlich des Oberlandesgerichts zu Wolfenbüttel, verkaufte zu seinem Gunsten fremdes Eigenthum, z. B. die Ländereien und Gerechtsame einiger Stifter, hob Pensionen, Wartegelder und Witwengehalte zu Gunsten seines Privatschatzes auf, hob im Interesse seiner Rachsucht alle Sicherheit der Person und jedes Recht des Einzelnen auf, zerstörte Handel und Gewerbe durch seine Geldsucht und versetzte somit Braunschweig nicht bloß in Rechtslosigkeit und Schmach, sondern auch in Armuth und Noth.

Das that ein Fürst, das mußten Hunderttausende von einem Einzelnen leiden, weil er ein Fürst war, das mußten sie leiden, weil Deutschland keine Republik und das Recht des Bürgers, des Volkes, zweifelhaft war.

Aber daß das Volk solche Schmach nicht lange dulden werde, deß konnte man wohl überzeugt sein.

Der Herzog von Braunschweig befand sich eben in Paris, als die schlechte Regierung Karls X. von Frankreich dasjenige Schicksal erlitt, welches wir unter dem Titel: „die Julirevolution" beschrieben haben. Von Schrecken ergriffen, floh der Herzog das Land, in welchem man Fürstenwillkür und das Walten schandhafter Leute aus dem Bereiche des Thrones herab nicht dulden mochte. Er eilte nach Braunschweig. Wohl hatte er Karl X. als sein Ebenbild erkannt, aber daß auch er einem gleichen Schicksal verfallen könne, war dem Thoren nicht denkbar. Daher dachte er nicht nur nicht daran, sein schandhaftes Regierungswesen mit einem Besseren zu vertauschen, sondern er trieb es sogar noch weiter; vermehrte dagegen seine Waffenmacht, und bauete mit solchem Vertrauen auf diese, daß er mit Hohn darum von seinem Namensvetter, dem König von Frankreich, sprach, daß derselbe nicht mit seinen Truppen das rebellische Volk in Stücke und Trümmern gehauen.

Verdächtige Aeußerungen des Herzogs, der schlechte Empfang einer Deputation, welche verschiedene, nur zu gerechte Bitten vorlegte, die Verstärkung der Wachtposten und Truppen, Aufstellung von 16 Kanonen auf einem freien Platze in Braunschweig und

die Vertheilung scharfer Patronen, brachten endlich die lang verhaltene Wuth des Volkes zum Ausbruch.

Es war am 6. Sept. des Abends, als sich dichte Volksmassen auf einem Kirchhofe bei Braunschweig versammelten. Da wurde verabredet, wie man sich auf das Höchste verstärken könne.

Durch die Zuschauer im Theater, meinten einige. Dieser Rath war gut, aber er war nicht neu, denn vor das Theater zur Zeit des Schlusses zu ziehen, lag bereits im Plane einiger von dem versammelten Haufen. Aber diese verfolgten nicht bloß den Zweck, die Zuschauer des Schauspiels an sich zu ziehen, sondern den Herzog gefangen zu nehmen oder gar zu ermorden. Der Herzog befand sich im Theater.

Zur rechten Zeit traten die Haufen ihren Marsch an. Vor dem Schauspielhause besetzten sie die Thüre, aus welcher sich der Herzog zu entfernen pflegte. Da stand auch die herzogliche Equipage. Kaum möglich schien es, daß der Herzog entwische; aber wie es gewöhnlich bei solchen Gelegenheiten zu geschehen pflegt, verfehlte man in der Uebereilung, Hast und der Sorge um die eigne Sicherheit das rechte Ziel. Man faßte den Begleiter des Herzogs; der Herzog selbst aber entkam auf sein Schloß und erlitt vor-

läufig weiter nichts als einen Steinhagel der zu spät enttäuschten Verfolger.

Das Schloß wurde auf allen Seiten geschlossen. Dem Volke blieb weiter nichts übrig, als dem tollen Landesvater ein Lied der kindlichen Liebe vorzusingen, was natürlich von den herzhaftesten und drohendsten Ausdrücken strotzte.

Während nun das Volk nach einigen verhaßten öffentlichen Häusern zog und vor ihnen seinen Groll ein wenig kühlte, ließ der Herzog seine Truppen mit scharf geladenen Kanonen vor das Schloß rücken. Das Volk versammelte sich vor den Truppen. „Es lebe der Herzog Wilhelm, wir wollen Landstände und keine Willkürherrschaft!" rief es mit tausendfältiger Donnerstimme.

Da gab der Herzog Befehl, die Kanonen ihre Kartätschen ausspeien zu lassen. Aber der General Herzberg weigerte sich diesen Befehl auszuführen, und das Volk, obschon es sich ein wenig zurückzog, behielt eine drohende Stellung inne.

Während dessen wurde der Herzog vom Magistrate bestürmt, zu gestatten, daß die Bürgerschaft sich bewaffne. Das war die erste Falle, in die ungebührliche Fürsten vom rächenden Volke gewöhnlich gezogen werden und die der Herzog gar nicht bedacht

haben mochte, als er Karl X. von Frankreich um seiner Niederlage willen verhöhnte. Der Herzog hätte lieber sonst etwas gestatten mögen als die Bewaffnung der Bürgerschaft. Aber wie konnte er sie denn hindern? und war es nicht noch immer ungefährlicher sie zu gestatten und also doch gewissermaßen noch Herr dieser Waffenmacht zu bleiben, als sie durch des Volkes Eigenwillen entstehen zu lassen und dann in entschieden feindlichem Verhältniß mit ihr zu stehen? Der Herzog gestattete also die Bewaffnung der Bürger. Aber sein Mißtrauen gegen diese Macht bewog ihn, sich sogleich 55 Centner Pulver zur Verfügung stellen zu lassen. Die Bürger, im Besitze von Waffen, konnten jetzt mit mehr Kraft die Vertheidigungsvorbereitungen des Herzogs behindern. Zuerst erwirkten sie es, daß die gefährliche Pulvermasse aus der Stadt gebracht wurde, dann erzwangen sie den Befehl zur Zurückziehung der Kanonen.

Der Herzog sah seine Macht schwächer werden und die der Feinde sich verstärken. Schon wurde er ängstlich und bot dem aufständischen Haufen (unter dem Namen der Armen der Stadt) 5000 Thaler, wenn er sich beruhigen und zur Ordnung zurückkehren wollte.

Allein wie dringend sich auch die Verhältnisse gestalteten, mochte der herrschwüthige Monarch doch auf das Verlangen, die vom Bundestage versprochenen und verordneten Landstände einzuführen, nicht eingehen, und wiederholte Drohungen, die allerdings im Munde eines Verrückten nicht unbegreiflich waren.

Die Wuth des Volkes steigerte sich durch diese Drohungen, und der Magistrat förderte eher den gerechten Entschluß des Volkes zum Kampfe, als daß er ihn gehindert hätte. Es war ja der Ausgang des Kampfes fast gar nicht zweifelhaft, denn das Offiziercorps war dem Herzog, der alle Stände verletzt hatte, nicht minder abgeneigt als die Bürgerschaft, und der gemeine Soldat nicht minder als der Pöbel.

Am 7. September marschirte die Besatzungsverstärkung wieder vor dem Schlosse auf, mit ihr zugleich aber Tausende von Menschen. Vor den Augen der Truppen wurde im Schloßhofgitter der Namenszug des Herzogs zertrümmert. Alsbald ordneten sich die Volkshaufen und begannen einen heldenmüthigen Angriff des Schlosses von der rechten und der Hinterseite. Thor und Fenster wurden aufgesprengt, eingedrungen, die Actenmassen der herzoglichen Kanzlei

waren die geeignete Materie, das Haus des Tyrannen in Brand zu setzen. Bald schlug die Lohe hoch zum Himmel auf. Die Truppen standen unthätig und ließen geschehen, was das Volk that. Das ist der Fluch der Tyrannen, daß sie keinen Freund haben. Ingrimmig sah der Herzog die Unthätigkeit der Truppen an. Aber er wagte es nicht einmal, ihnen den Befehl zum Feuern zu geben. Bald konnte er an nichts weiter denken als an die Flucht. Die Verhöhnung Karls X. höhnte den Herzog furchtbar. Er flüchtete und entkam glücklich. Sein brennendes Schloß erleuchtete den Weg seiner Flucht, und hinter ihm wurden aus dem zusammenstürzenden Hause seiner Geburt die gräßlichsten Nachweise seiner unerhörten Nichtswürdigkeit gerettet und an das Licht der Oeffentlichkeit gebracht.

Tod wurde Dem geschworen, der löschen oder sonst wie das Schloß am Untergange zu hindern suchen würde.

„Das Höllennest soll weggefegt werden vom Erdboden! Rettet die Bürgerhäuser, aber nicht dieses Nest," hörte man die Haufen rufen.

Die Truppen zogen sich nun in die Kasernen zurück und sahen dem Schauspiele heitern Sinnes zu. Das Schloß brannte bis auf einen kleinen

Rest des anderen Flügels nieder. Wohin der Herzog geflüchtet, wußte Niemand, und Niemand fragte danach.

Die verständigsten Männer, unter deren Leitung diese Revolution vor sich gegangen, vereinigten sich nun, um den glücklichen Erfolg zu sichern. Das schändliche fürstliche Treiben, welches man anzusehen und zu erleiden genöthigt gewesen und gegen demgleiches doch eigentlich nie eine vollkommene Bürgschaft gewonnen werden konnte, hieß manchem seinen Gedanken an die Republik hängen. Allein man hatte zu berücksichtigen, daß das kleine Braunschweig rings von monarchischen Staaten umgeben war, und daß in diesen Monarchieen ein Umsturz der Verfassung nicht in nächster Aussicht, und daß deshalb vorzüglich auch der Bundestag noch in voller Kraft stand.

Aus diesen Rücksichten sah man sich veranlaßt, nicht auf mehr hinzuwirken, als den vertriebenen Herzog an der Rückkehr auf seinen Fürstenstuhl zu hindern, und dies konnte durch nichts gewisser bewirkt werden als durch Proclamirung des Herzogs Wilhelm, eines Bruders des vertriebenen Fürsten, aber als gut und brav bekannten Mannes.

Man sendete eine Gesandschaft an ihn, und er kam sehr bald in Braunschweig an, wo er sogleich

Anstalt machte, eine Ständeversammlung zu berufen und den Anforderungen des Volkes, soweit seine Kraft reichte, Genüge zu leisten.

Während dessen hatte sich der Herzog Karl nach London geflüchtet und hoffte durch Vermittelung des Königs von England, den er durch seine Miethschriftsteller so oft hatte entwürdigen lassen, sein Ziel zu erreichen. Allein der englische Hof behandelte ihn mit derjenigen Verachtung, die einem Menschen von solcher Art gebührt.

Der Herzog begab sich daher zurück nach Deutschland, um durch Erregung einer Contrerevolution in Braunschweig das zu erlangen, wofür ihm die englische Vermittelung nicht zu Theil geworden war. Er sendete eine Menge Agenten in das Herzogthum. Allein, wie gern auch die arme Bevölkerung des Harzes und anderer Gegenden Geld annahm und Versprechungen hörte, so war doch der flüchtige Herzog als Tyrann, Geizhalz und Wortbrüchiger viel zu bekannt und verhaßt, als daß sie sich ihm so hätte hingeben mögen, daß er bei gesundem Verstande einen glücklichen Ausgang seines Unternehmens hätte hoffen können.

Gleichwohl erschien er selbst an der braunschweigischen Grenze, um die Contrerevolution zu leiten.

Wohl sammelten sich einige Hunderte von Bettlern um ihn, von denen auch wohl mancher Kraft und Geschick genug besaß, mit seinem Knittel oder seiner Flinte dem Feinde Schaden zu thun. Allein diese ganze Macht war doch nicht einmal so groß, um einem einzigen Bataillone regulairen Militairs Widerstand zu leisten. Die Jägercompagnie des Hauptmann Berner machte, ohne eine große Waffenthat auszuüben, daß die ganze Rotte auseinander lief und der Herzog schnell die gefährliche Schwelle seines Herzogthums wieder verließ.

Der Muth zu neuen ähnlichen Unternehmungen wurde ihm endlich durch den Erlaß des Bundestags genommen, durch welchen dem Herzog Wilhelm das Recht der Regierung im Herzogthum Braunschweig zu-, dem Herzog Karl dagegen abgesprochen wurde.

So war ein Tyrann vom Volke gestürzt worden. Nun schien diese Revolution zwar kein wesentlicher Theil der großen allgemeinen Revolution zu sein, welche wir beschreiben. Doch war dem so; und war sie auch nicht sichtlich von dem durch das Zeitalter herbeigebrachten Drang zur Freiheit erregt, so wirkte sie doch mächtig auf die große Revolution, indem sie nicht bloß die Macht des Volkes zeigte, sondern

auch indem durch den Erlaß des Bundestags die Volkssouverainetät eine gewisse Anerkennung erhielt.

Sachsen.

3.

Als im Jahre 1814 der Krieg mit Frankreich beendet worden, hatten die Völker, welche gegen Frankreich gekämpft hatten, von den Thronen die ihnen gebührenden Rechte als Belohnung für ihre Verdienste gefordert. Nicht so konnte es in Sachsen sein, welches auf Seiten der geschlagenen Partei stand. Hier konnte das Volk vom Fürsten keine Belohnung fordern, denn der Fürst hatte nichts gewonnen, sondern erlitt dafür, daß er sich an seiner Abkunft und der deutschen Nation versündigt und sein Volk u dieser Sünde verleitet, Verluste. Hier hatte sich nach jenem Kriege das Interesse des Volkes ganz auf das Interesse des Thrones beschränkt und bestand darin, so viel zu retten als noch immer möglich war.

So waren natürlich die Sachsen nicht in gleichem Maße der — wenn auch geringen — Vortheile

oder Freiheiten theilhaftig geworden, welche die übrigen Volksstämme besaßen. Hier herrschte das alte Feudalwesen noch in vollem Umfange, alle Maßregeln gegen Oeffentlichkeit, freie Meinungsäußerung und das ganze Beamtenunwesen aus den Zeiten vor dem Kriege war hier noch vorhanden. Hier waren, darf man sagen, der alte Zopf und das alte Joch so ungekürzt und unbeschnitten, daß sie doch nachgerade unerträglich wurden für das edle Volk, welches in desto ärgeres Mißverhältniß mit diesen Umständen gerieth, je gewissenhafter es mit allen übrigen deutschen Volksstämmen an polititischer Bildung und politischem Bedürfniß fortschritt.

Die Last der Abgaben war entsetzlich und unerträglich, aber nicht erträglicher war für das protestantische Volk die Bedrückung der protestantischen Kirche durch die päpstlichen Agenten oder Diener, welche sich offen und versteckt um den Thron versammelt hatten und in einer Speculation arbeiteten, die sie bei gesundem Verstande leicht hätten als eine tolle erkennen müssen. Der Handelsstand litt entsetzlich unter den schlimmen Zollverhältnissen im Innern Deutschlands und das Fabrikwesen ließ bei vielen schlimmen Umständen, denen die Regierung nicht

abzuhelfen suchte, Tausende von Arbeitern Hunger leiden.

Die Klagen des Volkes verstummten unter der Gewalt der Censur, und Deputationen an den Fürsten zu senden wagte man nicht, oder die Deputationen wurden zurückgewiesen.

Aber auch das verfassungsmäßige Klageorgan — wenn die damaligen Landstände so genannt werden dürfen — durfte sich nicht laut machen, und seine Bitte um Darlegung des Staatshaushaltes, wurde vom Throne sehr ungnädig abgewiesen.

Da kam die Zeit der Julirevolution, welche allen Völkern das Signal gab, die Zopfgesetze zu zertreten und mit ihrer Faust zu schaffen, was ihnen gebührte und paßte.

Leipzig war es, welches hier die Nachahmung der Julirevolution im Anfang des Septembers begann. Das Volk sammelte sich in dichten Haufen, die Polizei verkroch sich, und die schnell herbeigezogenen Truppen konnten nicht wagen, sich mit dem aufständischen Volke zu messen. Die erste Veranlassung war die von dem herrschenden Clerus aus-

gehende Beschränkung der an dem Gedenktage der augsburgischen Confession stattfindenden Festlichkeit.

Am 2. September zogen die Volkshaufen vor das Gefängnißgebäude hinter dem Rathhause und befreiten einige Personen, die politischer Vergehen halber eingekerkert waren. Dann rückten sie vor die Häuser einiger verhaßten Beamteten. Da übten sie ihr improvisirtes Strafrecht aus, schworen dann dem Maschinenwesen den Tod, welches so viele Menschen brodlos machte, griffen statt der hölzernen Maschinen aber lieber die scandalösen Liebestempel an, welche sich in dem sogenannten Klitschergäßchen befanden. Zerstörten da mehre derselben, mit besonderer Wuth aber den der jetzigen Frau Advocat Loth damals gehörigen, und zogen, nachdem sie dieses madam-schneidersche Höllennest so rein ausgefegt, daß von den verbuhlten Hühnern nicht eine darin geblieben, nach Erkels Garten, wo dieser leipziger Revolution der politische Stempel dadurch aufgedrückt wurde, daß man die Büste des vorigen Königs zertrümmerte.

Das war am 3. September geschehen. Die Kunde von diesen leipziger Ereignissen konnte nicht verfehlen, die Dresdner an die Staatsmängel, die Anforderungen der Zeit und die gute Heldenkraft ihrer

Arme zu erinnern. Man wartete noch den Abmarsch einiger Truppen nach Leipzig ab und begann dann den zweiten Act des sächsischen Revolutionsschauspiels.

Damit das Militär an seinen etwaigen Operationen gehindert werde, wurde zunächst die Gasbeleuchtung der Stadt zerstört. Dann erstürmten die tobenden Volkshaufen das Rathhaus und übergaben die Acten, welche vielleicht so Manchem schlaflose Nächte und schwere Träume machten, dem Feuer. Zur selben Zeit wurde Gleiches im Polizeihause gethan. Durch alle Straßen tönte der Ruf nach einer Constitution, nach Aufhebung der unerträglichen Last der Steuern, von deren Anwendung der Thron nicht einmal Rechenschaft ablegen wollte, und einigen Ministern wurde der Tod mit so donnernder Stimme geschworen, daß sie nichts eiliger zu thun wußten, als um ihre Entlassung einzukommen. Das Schloß wurde dicht umlagert und Deputation auf Deputation drängte sich vor den alten König, der seinem Leben, geschweige seinem monarchischen Heile, kaum mehr Rath wußte. Er hatte große Sünden begangen, ungeheure Summen an die katholische Geistlichkeit, die sich ihn an die matte Seele gesetzt hatte gleich einer Schaar von Blutegeln, verschleudert,

und dies konnte ihm das Volk desto weniger vergeben, jemehr es unter der Steuerlast gelitten. Darum nahm es jetzt auch wenig Rücksicht auf die Alterschwäche des Monarchen und bestürmte ihn so drohend als möglich.

Während dies geschah, bildete sich die Bürgergarde, und die Truppen mußten die Stadt verlassen. Obschon durch die Communalgarde die Ordnung wieder hergestellt wurde, so gewann das Volk durch sie doch eine noch gebieterischere Stellung, und die Anforderungen wurden so nachdrücklich gemacht, daß der lebensunkräftige Monarch gern gewähren mochte, was man forderte. Allein die Tücke des Einflusses der katholischen Priesterschaft erwägend, forderte das Volk kräftigere Bürgschaft, als der altersschwache König in sich selbst trug und gewähren konnte. Daher war er gezwungen, seinen Neffen, den Prinzen Friedrich August, einen sittenreinen und beliebten dreiunddreißigjährigen Mann zum Mitregenten anzunehmen. Und durch diesen erhielt das Volk nun eine Constitution, die zwar dem mit freien Institutionen noch ganz unbekannten Volke genügte, aber schon bei ihrer Geburt altersschwach war, indem sie die Elemente des Untergangs in sich trug. Es wurde durch dieselbe den Ständen eine berathende und

etwas kräftigere Stimme zuerkannt, als die der früheren Landtage gewesen, aber doch keine entscheidende Stimme, indem sie den Thron im Besitze eines unbedingten veto ließ und die Stabilität des Ministeriums nicht aufhob. Doch gewährte die Constitution Oeffentlichkeit des Staatshaushalts, den protestantischen Rechten größere Sicherheit und setzte der Willkür des Beamtenthums einen Damm. Ungekürzt aber ließ sie die verhaßten Feudalrechte, doch gewährte sie zur Untergrabung derselben der Presse größere Freiheit, als sie bisher besessen, und erkannte die Bürgerwehr als eine gesetzliche Macht an, sicherte sich also vor einem anderen Untergange als dem durch Einführung einer besseren Constitution.

Die sächsische Revolution war nicht bloß auf die beiden Städte Dresden und Leipzig beschränkt. Allenthalben in dem kleinen Lande traten die seit langen Zeiten aufgehäuften Brennstoffe in lichte Flamme. Doch unterschieden sich die Bewegungen in den kleinen Städten und Dörfern wesentlich von denen in Leipzig und Dresden dadurch, daß sie viel weniger politischer Natur waren, insbesondere dem Drucke entgegentraten, der unmittelbar von der Person empfunden wurde. In einigen Werberdörfern wurden

die Gerichtspersonen, in andern die Gutsbesitzer, in einigen kleinen Städten die Magistrate, in andern karge Fabrikherren gepackt. Sowie bei allen Revolutionen wurde auch hier die Gelegenheit benutzt, um den oder jenen mit der eigentlichen Tendenz der Revolution gar nicht verwandten Zweck zu erreichen.

4.

Kurhessen.

Nicht weniger Stoff zu einer Revolution war in dem Kurfürstenthum Hessen vorhanden. Hier waren es nicht sowohl die in der Geschichte begründeten alten Uebelstände, welche zur Revolution drängten als die Sittenlosigkeit des Hofs. Doch auch jener Uebelstände waren genug vorhanden. Durch Steuern waren die Bewohner fürchterlich bedrückt, das Zollwesen drückte nicht weniger fürchterlich, die Landstände waren Puppen, die der Fürst herbei- und forttanzen ließ zu seiner Belustigung, die Staatskasse war die Chatouille des Fürsten; da aber die Chatouille dem Fürsten gehörte und die Staatscasse

sich in dieser Chatouille befand, so war das Volk so arm als der Fürst reich. Das alles aber hätte trotz dem Licht des Jahrhunderts das an blinden Gehorsam gewöhnte Hessenvölkchen in seiner Treue nicht wankend gemacht, wenn nicht die unkeusche Lebensweise der Enkel der heiligen Elisabeth auch die lockersten Begriffe von Sittlichkeit verletzt hätte. Und desto empfindlicher wurde diese Sittenlosigkeit, da sich der Fürst in seiner Anmaßung kein Gewissen daraus machte, die Staatsgelder in den Schooß seiner Buhldirnen zu werfen, durch welche sie ausschließlich dem Auslande zu Theil wurden. Die Gräfin von Reichenbach war die verhaßteste jener Liebedienerinnen, und sie hatte mit ihrer Buhlkunst Millionen aus der Casse des Volkes durch den Fürsten an sich gezogen und in das Ausland geschleppt.

Wie politisch unreif auch das Hessenvolk gegen die übrigen bei der großen Revolution betheiligten Völker sein mochte, so war es doch nicht todt genug dazu, um den gegenwärtigen Augenblick nicht zu einem Aufstande zu nützen.

Am 6. September rottete sich der Pöbel in der Stadt zusammen, um seine niedrigen Bedürfnisse zu befriedigen. Da man überall rebellirte, so, glaubte er, dürfe er sich doch auch einmal einen guten Genuß verschaffen, was natürlich nur durch eine Rebellion geschehen konnte. Da ging es natürlich nur den unschuldigen Bäcker-, Fleischer-, Schnaps- und Bierläden traurig; auf einen anderen Schauplatz verwies die Politik des Pöbels den Kampf nicht.

Aber diese Unruhe gab dem gebildeteren Theile des Volkes die beste Gelegenheit, seine Anforderungen zu machen. Einige Tage nach dem Pöbelaufstande war der Kurfürst aus dem Auslande zurückgekehrt. Eine Deputation, welche die Einberufung der Stände und die Vorlegung einer neuen Staatsverfassung forderte, wurde vom Fürsten abgewiesen. Man wendete sich nun mit der nöthigen Forderung an das Ministerium, und dies vermittelte wenigstens das, daß der Kurfürst eine zweite Deputation vorließ und, Angesichts der drohenden Stellung des Volkes, den Beschwerden schnell und gänzlich abzuhelfen versprach.

Die Verhältnisse drängten. Der Kurfürst konnte nicht wagen, seinen Versprechen untreu zu werden oder die Erfüllung verzögern zu wollen.

So erschien denn bald der Erlaß, durch welchen der Landtag für den 16. October berufen wurde.

Unterdessen aber war eine Menge bitterer Beschwerden aus allen Theilen des kleinen Landes eingangen und hatte die Mißstimmung des Volkes immer mehr erregt, denn je kleinmüthiger der Fürst sich zeigte, desto kühner wurde das Volk. Da wurden die Staatsgelder bis auf den Groschen berechnet, welche von der fürstlichen Familie an Buhldirnen verschleudert worden waren, da wurde die Schwere der Gehalte sehr genau erwogen, welche die dem fürstlichen Hause entsprossenen unehelichen Kinder für Nichtsthun erhielten; und dies, was man sonst kaum in Gedanken zu thun gewagt hatte, wurde mit solcher Oeffentlichkeit gethan, daß dem Kurfürsten wohl dabei die Nerven ein wenig ins Zittern gerathen mochten, desto mehr, da es bei so unruhiger Zeit nicht gewagt werden konnte, mit strengen Maßregeln der Sprechfreiheit des Volkes entgegen zu treten.

Nur mit Mühe wurde der Kurfürst überredet, militärische Vorkehrungen zu treffen. Der Mann besaß in der That eine sehr gesunde Vernunft. Er wollte das Volk sich über seine Sünden austoben lassen und es durch Beweise des Vertrauens von den schlimmsten Thätlichkeiten abhalten. Sein Plan

würde ihm gelungen sein. Als nun aber die militärische Besatzung der Stadt verstärkt und ihr mehre Posten angewiesen worden, so entstanden natürlich gleich Reibungen, die einen blutigen Ausbruch der Revolution herbeigezogen haben würden, hätte sich nicht zugleich eine Bürgergarde organisirt und die Thätigkeit der Linientruppen beschränkt.

Während in Kassel so die Revolution niedergehalten wurde, brach sie in anderen Städten, namentlich an der Grenze, in Folge einer vom Kurfürsten zurückgewiesenen Deputation aus. Da wurden die Zollhäuser erstürmt, die militärischen Besatzungen vertrieben, die Magistrate abgesetzt und neue gewählt, die Gerichtshäuser in Brand gesteckt hochfahrende Feudalherren mit Knitteln auf bessere Mores hingewiesen, Bürgergarden gebildet und die Truppen, wo sie nicht in großen Massen sich befanden und ernstlichen Widerstand leisteten, geschlagen.

Während es auf dem Lande so herging, eröffnete der berufene Landtag in der fürstlichen Residenz seine Sitzungen.

Bei dieser Gelegenheit beging der Kurfürst die Unvorsichtigkeit, dem Militär einen gewissen Vorzug vor der Bürgerwehr zuzugestehen, und dies reichte hin, die ganze Stadt in die wildeste Bewegung zu bringen. Der Fürst mußte seinen Befehl zurücknehmen und den Stadtcommandanten, einen anmaßenden, verhaßten Aristokraten, seines Dienstes entlassen.

Doch wurde dadurch keineswegs die gefährliche Stimmung des Volkes beseitigt, und der ängstliche oder vernünftige Fürst fühlte sich deshalb bewogen, nicht bloß eine allgemeine Amnestie zu erlassen, sondern auch alle Schulden des Staates auf das Conto seiner Person zu nehmen. Gewiß, das zeigte, daß der Mann eine rühmliche Ausnahme von der allgemeinen Fürstenregel machte. Er hatte Gefühl, Gewissen und war nicht hartnäckig in der fürstlichen Eigensucht. Zugleich gab er die Erklärung, daß er die Schöpfung einer neuen Verfassung ganz den zum Landtag gesendeten Abgeordneten des Volkes überlassen wolle. Solches Vertrauen bei Fürsten ist eine merkwürdige Seltenheit.

Durch solche fürstliche Opfer ließ sich freilich das Volk gern befriedigt finden. Aber bald verbreitete

sich das Gerücht, daß die Maitresse des Fürsten, die Gräfin von Reichenbach, nach Kassel komme. Dadurch gewannen die Opfer des Fürsten das Ansehen, als ob sie jener Buhlerin halber dargebracht worden.

Das erbitterte aufs Neue das Volk, und es erlaubte sich wieder, durch kühne Deputationen sehr kräftige Worte zum sogenannten Landesvater zu sprechen. Der Bescheid genügte.

Auf dem Lande, wo die Revolution, eben so wie im Königreiche Sachsen, viel weniger politischer Art war als in der Residenz, währten die thätlichen Reibungen zwischen dem Volk und der gesetzlichen Macht fort, und während derselben arbeitete der Landtag unbeirrt und rüstig an der Schöpfung einer neuen Verfassung. Diese, die freisinnigste von allen Verfassungen in Deutschland, wurde bald vollendet. Der bekannte Professor Sylvester Jordan war ihr vornehmster Autor. Aber wie sehr auch, und mit Recht, gepriesen, so schützte in der Folge diese Verfassung doch nicht gegen die Willkür des Fürsten und gewissenloser Staatsdiener. Davon überzeugte sich am bittersten Sylvester Jordan selbst. Ja, in Hessen stellte es sich heraus, daß eine sogenannte Constitution keineswegs die Kraft besitze, die viel

beklagten Uebel der Staatsgesellschaft zu beseitigen. Man mußte es erkennen, daß das Grundübel das Vorhandensein eines Herrschers war, und daß alle jene Uebel nicht eher, oder nur scheinbar beseitigt seien, so lange das Grundübel bestehe. Von dieser Erkenntniß kam es her, daß man mehr in Hessen als in andern deutschen Staaten, mit Ausnahme Badens, die Republik schätzen lernte.

5.

Altenburg.

In ähnlicher Weise wie in jenen deutschen Landen brach auch im Herzogthume Sachsen-Altenburg der Aufruhr los. Zunächst wendeten sich die erbitterten Volksmassen gegen die Häuser verhaßter Beamteten. Dann machten sie auch Anstalt das Schloß anzugreifen.

Der greise Herzog erkannte die Gefahr, denn die vorhandene Militärmacht war keineswegs hinreichend, um der drohenden Gefahr mit Trotz zu begegnen. So blieb dem Fürsten nichts weiter übrig, als die Beschwerden der Altenburger, die sich vorzüglich gegen

die überspannte Steuerlast richteten, anzuhören und Abhilfe zu versprechen.

Das that er am 14. September: und die Revolution war hier beendet.

6.

Großherzogthum Hessen.

Beinahe über Dasselbe, über was die Hessen im Kurfürstenthum klagten, hatten auch die im Großherzogthum zu klagen. Auch hier war der Steuerdruck arg und das Zollwesen der Nachbarstaaten unerträglich, die Verschwendung beim Soldatenwesen aber ganz empörend. Die vorhandene Constitution setzte der Willkühr des Ministeriums einen Damm; allein unter der Decke der Geheimheit, welche zu bewahren allen Staatsbeamteten auf das Strengste anbefohlen war, geschah doch Vieles, was das Volk, welches in seinem großen Elend jede Härte desto tiefer empfinden mußte, empörte und auf endliche Selbsthilfe hinwies. Diese schien desto mehr das einzige dem Volke übrig bleibende zu sein, da die beiden Ständekammern — ein Beweis gegen das

Zweikammersystem — in einer entschieden feindlichen Stellung sich befanden und daher nichts zum Beschluß bringen konnten.

Die Feindseligkeit der beiden Kammern machte sich ganz vorzüglich bei dem ersten nach des Herzog Ludwigs II. Thronbesteigung stattfindenden Landtage bemerkbar. Die erste, die aristokratische Kammer, ließ die Forderung einer ungebührlichen Civilliste, des Zuschlags von $^2/_3$ der Domainen zu des Fürsten Privatvermögen u. A. an sich bringen. Die zweite Kammer wies mit bestem Recht diese Forderungen zurück. Die zweite Kammer dagegen sprach für dem Volke gebührende Rechte, und rächend ließ nun die erste Kammer diese Anträge nicht durchgehen. Das Volk beobachtete dieses Treiben und gab bald laute Mißfallsbezeigung gegen die aristokratische Partei von sich und prüfte selbst mit gesundem Verstande die vorliegenden Fragen, wobei es seine Stimmung nur noch mehr erbitterte. In der That, das Verlangen, 2,000,000 Gulden Schulden für einen Hof übernehmen zu sollen, dessen Verschwendung ins Weite ging, der jährlich 176,078 Gulden für das Hofmarschallamt, 75,000 Gulden für den Marstall, 50,000 für die Hofmusik, 180,000 Gulden fürs Theater verschleuderte, und dabei doch noch baares Geld genug besaß, um selbst seine

Schulden abtragen zu können, das war ein Ding, welches unmöglich Zufriedenheit erwecken konnte.

Die Stimmung des Volkes war sehr schwühl. Der Großherzog suchte sie zu verbessern durch Einrichtungen der Sparsamkeit an seinem Hofe. Allein es kam zu Vieles zugleich, was den Unfrieden beförderte. Das Schlimmste davon waren die fortdauernden Kundgebungen der Beamtenwillkür.

Als nun das Feuer der Julirevolution in Deutschland allenthalben emporlohete, da konnte im Großherzogthume Hessen trotz der Gutmüthigkeit des Fürsten und der Constitution die Ruhe unter jenen Verhältnissen nicht länger erhalten werden. In Nidda Budingen, Vilbel, Ortenberg, Schotten, Bingenheim, Florstadt und Heldenbergen brach die Revolution gewaltig los. Viele Staatsgebäude wurden demolirt, viele öffentliche Beamtete, namentlich vom Steuer- und Justizwesen, wurden durch Mißhandlungen gestraft oder verjagt. Die Revolutionsleute versammelten sich in einigen Haufen, die aber, statt sich zu vereinigen, ihr Ziel auf entgegengesetzten Seiten suchten und völlig ohne Plan und verständige Führung operirten. Daher gelang es den großherzoglichen Truppen, sie zu zersprengen und thatunkräftig zu machen. Zwar hörte man bei den

Haufen der Aufrührer sehr laut und kräftig nach Republik rufen. Allein mit dieser Tendenz war es den guten Leuten eigentlich nicht völlig Ernst, denn sie kannten wohl kaum den Begriff des Wortes Republik, da sie fast alle den tiefsten, bildungslosesten Ständen des Volkes angehörten. Sie mißbrauchten das Wort Republik, indem sie nichts verlangten, als was sie unter einer constitutionellen Monarchie haben konnten, vielleicht zum Theil auch hatten, und vielleicht zum Theil auch in einer Republik nicht hätten erhalten können. Diejenigen Personen aber, welche den Aufstand im Interesse der Republik in Bewegung zu bringen geholfen hatten, wagten nicht offen hervorzutreten, um dem Aufstande den Stempel aufzudrücken. Wohl mochten sie fühlen, daß auf der jetzigen Stufe der Geschichtsepoche nur erst von Republik gesprochen werden dürfe und die Verwirklichung nothwendig einer späteren Zeit angehören müsse. In Wahrheit bedurfte in keinem Lande die Republik noch so großer Vorbereitungen als in dem zerrissenen, in tausend Mißverhältnisse verstrickten Deutschland, wenngleich der Charakter keines Volkes so wie des deutschen einer republikanischen Staatsverfassung entsprechen mochte.

Die hessendarmstädtische Revolution, obschon der

allgemeinen Revolution zum Theil entsprungen, hatte daher auch für die große Revolution der Zeit keinen vorzüglichen Einfluß. Desgleichen brachte sie dem Volke keine Früchte, denn die Erleichterung des Steuerdrucks und die Beseitigung einiger Uebelstände, sowie die Verweigerung der Uebernahme der fürstlichen Schulden und der Erhöhung der Appanagen für die Prinzen, wären von der zweiten Kammer auch ohne diesen Volksaufstand durchgesetzt worden, und waren es zum Theil schon, ehe der Aufstand begann.

7.

Wie in jenen Staaten Deutschlands, so machte sich auch in den übrigen ein Einwirken der Julirevolution bemerkbar. Aber noch war das deutsche Volk viel zu wenig auf seine jetzige große Mission vorbereitet, als daß die Bewegungen rein politischer Natur hätten sein sollen. Zum Theil waren sie eine Art von Theilnahme an einer Art von Revolutionsmode, zum Theil geschahen sie nur im Interesse der nächsten persönlichen Bedürfnisse der einzelnen Aufständischen. Aber welcher Art sie auch sein mochten,

allenthalben weckten sie das Volk aus einer gewissen Erschlaffung, ihm das zeigend, was es zu fordern und besitzen berechtigt und von der Zeit berufen sei. So war die ganz unzusammenhängende planlose Revolution des Jahres 1830 in Deutschland wohl eine hochwichtige Vorbereitung späterer größerer Ereignisse, welche das Volk der wahren Freiheit zu führen sollen.

Eigentlich erst von jetzt, dem Jahre 1830 an, wurde das Interesse an dem politischen Zustande in Deutschland allgemeiner. Die meisten deutschen Staaten besaßen Constitutionen. Die Theilnahme an den Wahlen für die Ständeversammlungen übte keinen geringen Einfluß, und in Preußen und Oesterreich, wo man keine Constitution hatte, da sah man doch nicht ohne Gedanken und Ueberlegung auf das, was bei den benachbarten Volksstämmen vorging, und nicht ohne Nachdenken vernahm man die Stimmen, die sich aus ihren Ständeversammlungen, oft freimüthig genug, vernehmen ließen.

Es fehlte auch nicht an Ereignissen, welche in späterer ruhiger Zeit das Interesse des Volkes an seiner politischen Stellung steigerten. Eins davon war der letzte Heldenkampf der Polen, welcher im September des Jahres 1831 endete und für dessen

glücklichen Ausgang nichts weiter zu wünschen war als ein Kosciuszko. Allein Männer wie Kosciuszko werden nicht an jedem Tage geboren. Die polnische Revolution endete unglücklich. Aber das Volk, nur verrathen von nichtswürdigen oder ungeschickten Anführern, hatte eine Kraft und einen Heldenmuth bewiesen, welcher hohe Begeisterung durch ganz Europa erregte und die Völker den Werth des Rechtes kennen und vergöttern lehrte.

Da wurde das politische Leben in Deutschland immer reger. In Hannover erhob man sich mächtig gegen einen Minister, der es wagte., dem alten Feudalswesen thatsächlich seine Sympathie zu erweisen. In Baden sprach man so kühn in der Ständeversammlung über die Gebrechen der Staatsverfassungen, die Unrechte der Throne und die Volksfeindlichkeit des Bundestages, wie man es bisher nie und nirgends gewagt hatte. Die Universitäten fingen an eine Art von politischen Gesellschaften zu werden, und Kundgebungen eines politisch geistigen Aufschwungs traten allenthalben hervor.

Eine davon war das hambacher Fest, welches den nächsten Bezug auf die bairische Verfassungsurkunde hatte, aber keineswegs eines weiteren und viel wich-

tigeren Bezuges ermangelte. Da wurde dem verfolgten Schwarz-roth-gold einmal wieder volle Ehre erwiesen und in freimüthigen, ja kühnen Reden vor einer ungeheuern Volksmenge erklärt, was das deutsche Volk schände, und beleuchtet, was die vorgeschrittene Zeit ihm zum Bedürfniß gemacht habe und es mit dem unbestreitbarsten Rechte fordern könne. Manches jauchzende Lied wurde der Ehre und Freiheit der Völker gesungen und manches donnernde Hoch den heldenhaften freien Urvätern gebracht, welche von Fürstenherrschaft nichts gewußt und gelitten, sondern die erhabensten Grundsätze der gesellschaftlichen Ordnung, Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit, viele Jahrhunderte dahin durch das tief in ihrem Herzen lebende erhabendste einfachste Sittengesetz bewahrt hatten.

Aber solche Feste sahen auch die Fürsten für Kundgebungen einer nahen neuen Zeit an und natürlich einer Zeit, die ihnen nicht eben günstig sein konnte und daher soweit als möglich hinausgetrieben werden mußte. Und für Letzteres konnte jetzt ohne große Gefahr etwas unternommen werden, denn die letzten revolutionären Bewegungen in Deutschland hatten den Credit und das Geschäftswesen so zerstört,

daß Tausende von Arbeitern, kleinen Geschäftsleuten und Handwerkern in bittere Noth gerathen waren, und nun gern ruhig sitzen blieben, um aufs Neue Beschäftigung und Nahrung zu gewinnen, oder sich dieselbe zu erhalten, sofern sie schon im Besitz derselben waren.

So wagten es die Fürsten aufs Neue Maßregeln zu ergreifen, die nur in einer Zeit, wo die Völker, unbewußt ihrer Würde, Rechte und Kraft, leblos waren, erträglich sein konnten, nicht aber jetzt, wo der Geist sich mächtig emporhob und die Erkenntniß der geschichtlichen Bestimmung vom Volke bereits geahnt, wenn nicht schon erfaßt war.

Es wurden viele Vereine und Zeitungen verboten, andern eine andere Tendenz aufgezwungen und Tausende von ehrbaren Männern und Jünglingen verhaftet. Und damit diese Maßregeln allgemein würden und kein Fürst von den freien Volksbewegungen des Nachbarstaates etwas zu befürchten habe, machte der Bundestag diese Maßregel zu der seinigen so, daß sie sich nun über ganz Deutschland ausdehnen mußte.

Von denjenigen Personen, welche öffentlich ihre dem Volke gewidmete Freisinnigkeit bewiesen hatten,

konnten aber nicht alle von den fürstlichen Häschern ergriffen werden. Viele hatten sich vorsichtig in das Ausland begeben und beeiferten sich nun, ihr Werk von hier aus fortzusetzen, indem sie geheime Verbindungen stifteten, welche eine neue größere Umwälzung bezweckten. Das nächste Ziel, auf welches man hinarbeitete, war die Zersprengung des Bundestags, dessen volksverrätherische Tendenz jetzt klar genug zu Tage getreten war.

Allein die Verschwörung wurde durch Unvorsicht und Ungeduld einiger Verschworenen verrathen. Neue Verfolgungen fanden statt, und wie geheim man auch mit den Untersuchungen und Erkenntnissen verfuhr, so wurden sie doch dem Volke bekannt und steigerten nur dessen Interessen an dem eigenen Zustande: dienten also der großen Revolution wesentlich, indem sie die Grundlagen derselben, die Ideen der Zeit, erweiterten und vertieften.

Unbeirrt durch die freiheitfeindlichen Bestrebungen einiger Regierungen, arbeiteten die Ständeversammlungen einiger Staaten mit gleicher Kraft öffentlich für die große Umwälzung, für welche jene Verbindungen im Geheimen gewirkt hatten. Die Oeffentlichkeit ihrer Verhandlungen konnte schon nicht leicht

mehr von den Fürsten vernichtet werden und übte eine außerordentlich große Wirkung auf das Volk aus.

Die Stände des Königreichs Hannover schufen eine Constitution so gut, als sie in jener Zeit Deutschlands ohne eine gewaltsame Umwälzung nur immer hergestellt werden konnte. Das ganze deutsche Volk machte diese, sowie auch die bairische Verfassung zum Gegenstande seiner Betrachtung, wie es denn überhaupt alle politischen Ereignisse des Vaterlandes mit einer Theilnahme und Wärme in Erwägung zog, zu dem es seit Beginn des Mittelalters nie fähig gewesen war.

Glückliche sowie unglückliche Ereignisse waren immer nur der großen Revolution dienlich. Diese wie jene erweckten das Volksbewußtsein oder verbreiteten die neue große Idee. Daher glichen die Fürsten einem Ertrinkenden, der nach den schwimmenden Wasserpflanzen greift, um sich zu retten, dadurch aber mehr und mehr aus dem Bereiche der Möglichkeit der Rettung sich entfernt.

So war auch das Schicksal der hannoverschen Constitution der Revolution nur förderlich. Im Jahre 1833 hatten die Stände von Hannover die

schon erwähnte Verfassung erschaffen. Der König Wilhelm von England als König von Hannover, hatte sie genehmigt und eingeführt. Damals war sie in Deutschland der Gegenstand allgemeiner Freude. Jetzt wurde sie der Gegenstand allgemeiner Erbitterung. Mit dem Tode des Königs Wilhelm im J. 1837 wurde Hannover von England getrennt und dem Herzog von Cumberland, Ernst August, zugetheilt. Dieser Mann hatte seit seiner Jugend nur aus dem düsteren Dunstkreis des Mittelalters geathmet, daher ihm das Herrschen über Alles ging. Wenig bekannt mit der Völkergeschichte, trug er kein Bedenken, seiner Herrschsucht rücksichtslos zu dienen. Er erklärte also gleich bei seinem Regierungsantritte, daß er sich durch das Staatsgrundgesetz seines Königreichs Hannover durchaus nicht gebunden fühle, und hob dasselbe durch einen einseitigen, eigenen, Erlaß auf.

Obschon die Hannoveraner ihrem aristokratischen Könige mehr zutraueten als jemand Anderem, so hatten sie doch solches nicht erwartet und waren auf diesen Streich ganz und gar nicht vorbereitet. Daher kam es zu einem thätlichen Widerstande nicht. Aber ein allgemeiner Schrei der Entrüstung ließ sich vernehmen. Was nur eine Stimme hatte, schrie Wehe

über den großen Tory, den England auf den hannoverschen Königsstuhl gesendet hatte. Doch, wie erwähnt, war alles so überrascht und unvorbereitet, daß niemand Widerstand leistete. Nur die sieben göttinger Professoren Dahlmann, Albrecht, Gervinus, Ewald, Weber und die Gebrüder Grimm, widersetzten sich der königlichen Gewaltthat. Aber sie bezweckten damit nur, daß sie ihrer Aemter entsetzt wurden und das Land verlassen mußten.

Da der König von Hannover, der eben zu einer solchen That den günstigsten Zeitpunkt gefunden hatte, siegte und im Besitze der Beute blieb, so wurde diese That vom deutschen Volke desto eifriger besprochen und reiflicher erwogen. Man erkannte in ihr den Mangel aller Bürgschaft gegen die Gewalt eines Herrschers: und die republikanische Staatsverfassung fand immer mehr Verehrer. Im Interesse der Hannoveraner traten nun aber die Ständeversammlungen der andern deutschen Volksstämme mit gewaltigen Reden auf. Und wenn sie auch bei den Regierungen mit der Forderung, gegen König Ernst August einzuschreiten, bei ihren fürstlichen Regierungen nicht ankamen, so vergrößerten sie doch die im deutschen Volke hervorgebrachte Wirkung des Ereignisses.

In der That war eine neue viel größere Revolution, als die im Jahre 1830 war, jetzt schon so fest begründet, daß kein Denker ihren Ausbruch bezweifeln mochte. Ausbleiben konnte sie nicht. Wann aber sie stattfinden werde, das freilich konnte nicht vorausgesagt werden, denn dieß hing von der Schickung der Verhältnisse ab.

Achtes Stück.

Die Revolution des Jahres 1848.

Borereignisse.

Nicht bloß in den bereits erwähnten Ländern, sondern in der ganzen großen Hälfte Europas, in welcher sich Herrscherthrone und Feudalrechte gebildet hatten, übte die französische Revolution ihre mächtige Wirkung; ja mächtiger wirkte sie als jene ausgeartete entsetzliche Revolution vom letzten Jahrzehend des letzten Jahrhunderts; denn sie war edler und ihr Recht unverkennbar.

Aber nach dem Jahre 1830 hatten sich die Völker in die alte Ruhe zurückgefunden oder finden müssen. Und so traten nun allenthalben auch jene volksfeindlichen Mächte wieder hervor, welche im Mittelalter ihre Triumphe gefeiert hatten und, obschon sie bereits das halbe Schlachtfeld verloren hatten, nicht daran

glauben mochten, daß die Geschichte den Stab über ihnen gebrochen habe und ihr Spiel zu Ende gehe.

Außer in Frankreich bestanden noch allenthalben die Feudalrechte, allenthalben waren die fürstlichen Cabinete noch ihrer alten Weise treu, allenthalben, wo eine katholische Kirche bestand, war sie nach ihrer alten Weise alleinseligmachend und zur Hölle verdammend. Doch überall lebte auch der neue Völkergeist, wenn auch die Arme ruheten.

Am eifrigsten in dem der neuen Zeit feindlichen Streben trat die katholische Kirche hervor. In vielen Staaten, z. B. Frankreich, Sachsen, Würtemberg, waren ihr durch die Constitutionen engere Schranken gesetzt worden. So mußte nun irgendwo ein guter Operationspunkt gesucht werden, von welchem aus sich kräftig nach allen Seiten hinwirken ließ.

Die Schweiz wurde gewählt. Sie bot in der That den geschicktesten Operationspunkt. In der Mitte zwischen Frankreich, Italien und Deutschland liegend, konnte hier wirklich ein Heerd gebildet werden, von welchem aus sich ohne große Mühe das katholische Feuer sammt seinem weihevollen Qualm über jene Länder, also über halb Europa blasen ließ. Je gefährlicher die letzten Freiheitsbestrebungen der Völker für den Katholicismus geworden, desto mehr

beeilte sich die katholische Kirche die Zeit der Völkerruhe, um sie nicht Völkerohnmacht zu nennen, zu benutzen.

Schon vor dem Anfang dieses Jahrzehends wurden die Unternehmungen sehr sichtbar. Da wagten es katholische Geistliche in dem preußischen Rheinland, sich trotzig gegen das Staatsgesetz in Bezug auf die gemischten Ehen zu erheben, und die katholischen Geistlichen der Schweiz und Baiern traten als Kämpfer gegen die protestantische Kirche heraus.

Das waren die Vorposten, die Plenkler. Die Sturmcolonne, gebildet aus der saubern Gesellschaft des heiligen Loyola sollte bald auf den Kampfplatz nachrücken. In Frankreich hatten sich die Jesuiten bereits wieder einen Sitz bereitet, in Oesterreich, wo ihr Orden verboten war, wurde es ihnen sehr leicht gemacht, unter einer heiligen Larve zu wohnen, in Sachsen durften sie, wie behauptet wurde, wohnen und wirken, wenn es ihnen nur beliebte, statt der Kutten Fräcke und Uniformen zu tragen, in Baiern hatten sie nicht eben nöthig sich sehr zu verkappen, in Preußen war man großartig, fragte nicht nach ihnen und ließ sie machen was sie wollten; genug, die wackeren katholischen Kirchenhelden hatten den Kampfplatz vortrefflich besetzt. Jetzt war es nöthig

eine tüchtige Stammmännschaft aufzustellen, und dann konnte der Krieg losgehen. Wie erwähnt, war die Schweiz zum Posten für die Stammmannschaft ausersehen. Der päpstliche Nuntius daselbst war in Angelegenheit seiner Kirche und ihres Unternehmens nicht minder listig, muthig und gewandt als der wackerste Jude in Angelegenheit seines Schachers. Es gelang, einige erzkatholische Cantons zur öffentlichen Aufnahme des heiligen Jesuitenordens zu gewinnen. Was auch die übrigen Schweizercantons dagegen einwendeten; jene, durch ihren Clerus inflammirt, bestanden auf ihrem Willen: und das katholische Hauptquartier wurde nicht bloß wirklich aufgeschlagen, sondern auch von den Leuten des heiligen Loyola wirklich besetzt und mächtig ausgerüstet.

Nun begannen die größeren Operationen. Religiöse Streitigkeiten erhoben sich allenthalben, und in den protestantischen Ländern wurde nicht bloß die protestantische Kirche, sondern auch das Staatsgesetz mit großer Wuth angegriffen.

Da die Throne bei den Werken der Finsterniß nur gewinnen konnten, so ließen sie den katholischen Kampf gewähren, ja, ertrugen es sogar, daß sie selbst angegriffen wurden.

Das verleitete die katholischen Kirchenkämpfer zu

dem Glauben, daß sie bereits großes gewonnen haben. Nun rückten die nächsten Schlachtlinien nach. Da stellte denn der Herr Erzbischof von Trier mit Erlaubniß der preußischen Regierung einen alten ungenäheten Lappen unter dem Titel „der Rock Christi" aus und ordnete eine allgemeine katholische Wallfahrt zu diesem Lappen an. Es schien trefflich zu glücken. An hunderttausend Verblendete strömten zur Anbetung des Lappens herbei, und warfen glückselig ihre mühsam erworbenen Groschen in des Herrn Erzbischofs unfüllbaren Geldkasten. Der Triumph der katholischen Kirche war sehr groß und noch größer als der Zulauf zu dem heiligen Rocke. Schon hatten die Pfaffen in ihrer erfinderischen Weise Historien erschaffen, nach welchen der heilige Rock auch bei dieser Ausstellung im 19. Jahrhundert wieder Blinde, Lahme und Aussätzige geheilt habe, schon waren alle Zeitungen mit diesen Wundergeschichten angefüllt worden, Hunderttausende von Beschreibungen in besonderen Abdrücken in die Welt gestreut und das Volk mit Staunen und Verwunderung — die freilich größtentheils von den Gelüsten des Hasses oder der Gefühlsempörung begleitet war — erfüllt worden, da ertönte plötzlich eine donnernde Richterstimme aus Schlesien hervor, welche den Erzbischof von Trier

zu einem Betrüger und den heiligen Rock zu dem Lappen eines betrügerischen Pfaffenjahrhunderts machte.

Dieser Richterspruch kam von einem jungen armen Capellan, Namens Ronge, vor dessen biederem und strengem Wahrheitssinne die katholische Kirche in Schlesien bereits in solche Angst gerathen war, daß sie ihn unter dem Vorwande seiner zu langen Haare seiner öffentlichen Thätigkeit beraubt hatte.

Als nun dieser erste Kämpfer so kühn gegen das katholische Pfaffenheer hervorgetreten, so waren auch viele tausend andere Leute mit Muth erfüllt und unternahmen den Kampf; einer von den bedeutendsten war der Theatersecretair Blum in Leipzig, der sich in der Folge einen europäischen Ruf erwarb. Sein Brief an jenen Bischof von Trier, Namens Arnoldi, verstärkte den Eindruck des Schreibens von Johannes Ronge.

Nun traten freilich auch Kämpfer auf den Kampfplatz, welche weniger von ihrem erhabenen Charakter gedrängt als um ihren kleinlichen Zweck zu erreichen, an dem großen Unternehmen Theil nahmen. Der eine war der Capaelln Cerzki in Schneidamühl, dem es allein nur darauf ankam, eine Frau nehmen zu dürfen, der im Grunde aber, wie aus seinem

Glaubensbekenntnisse hervorging, ein so echt katholischer Pfaffe war und blieb, als es sonst nur einen geben konnte. Doch der edlen Kämpfer waren so viele, daß die unedle Sorte nicht allzu großen Einfluß ausüben konnte.

Jetzt wurde der gegenwärtige Plan der katholischen Kirche öffentlich durch Schriften aufgedeckt, und die ganze verdammliche Art des katholischen Kirchenthums so klar dargelegt, wie es nicht einmal zu Luthers Zeiten geschehen war. Noch glaubte die katholische Partei nichts verloren zu haben, da sie Ehre nicht eben für etwas Wesentliches hielt.

Da gefiel es dem breslauischen Bischofsstuhle, den Vorkämpfer für die Zeit des Lichts und Rechts, den wackern Johannes Ronge zu excommuniciren.

Aber um Herrn Ronge hatten sich bereits Tausende von Gesinnungsgenossen geschaart, und mit diesen sagte er sich nun von der römisch-katholischen Kirche los und stiftete eine neue Kirche, welche nicht bloß die reine Glaubenslehre der protestantischen Kirche in womöglich noch größerer Einfachheit und Ungezwungenheit besitzen, sondern auch das schöne Gewand der Nationalität tragen sollte.

Eine ungeheure Begeisterung erwachte für diese neue Kirche, und ehe ein halbes Jahr vergangen,

hatten sich viele deutsch-katholische Gemeinden gebildet und der päpstlichen Kirche waren viele Tausende von gläubigen Kindern verloren gegangen.

Viele Regierungen sahen diese kirchliche Bewegung gern und huldigten ihr, andere kümmerten sich nicht um sie, einige aber, unter denen die Regierung der Finsterniß, nämlich des armen Oesterreichs, voransteht, traten ihr entschieden feindlich entgegen. Die Unfreiheit der Presse leistete dabei die besten Dienste, allein diese Unfreiheit war nicht von Gott verbürgt, auch waren der Verkehr zwischen den Völkern und des Mundes Beweglichkeit nicht zu vernichten. Daher bereitete sich wenigstens das dort vor, was hier bereits zur Thatsache geworden war.

War diese kirchliche Bewegung schon sehr mächtig wirkend als Vorbereitung zu einer Revolution gegen das Fortbestehen der früheren großen Geschichtsperiode, so wurde sie noch viel mächtiger durch das gleichzeitige Eintreten eines neuen polnischen Aufstandes.

Durch diesen wurden die Völker nicht bloß gewaltig an ihr natürliches Recht, sondern auch aufs neue schrecklich an die Gefahr erinnert, in der sie immer schweben, so lange sie eine Waare der Fürsten sind.

Aber auch klar dargelegt wurde ihnen durch diesen Aufstand, daß die katholische Kirche kein Mittel scheue, um ihr bereits völlig aus dem Bereiche der Möglichkeit verdrängtes Ziel zu erreichen. Denn, daß der polnische Aufstand, so ehrenwerth vielleicht auch sonst, doch zum Theil ein Werk der Jesuiten war, das ließ sich sehr bald nur zu gut erkennen.

Dieser Aufstand war aber zu früh angestellt und zum Unglück auch noch lange vor dem beschlossenen Losbruch verrathen worden. Er nahm seinen Anfang im Großherzogthum Posen. Allein übereilt und ohne den Zusammenhang, den er eigentlich hätte haben sollen, erstickte er bald unter der Wucht der preußischen Heeresmassen. Er wälzte sich nun, um neue Lebenskräfte zu gewinnen, hinüber in die unter österreichischem Zepter stehenden polnischen Lande. Aber hier verunglückte er durch die natürlichen Folgen der schlechten, unnatürlichen Verfassung der alten polnischen Staatsgesellschaft. Die Bauern erhoben sich gegen die Edelleute, verdarben den Aufstand, und verhinderten somit das neue Gute aus Furcht vor dem schlechten Alten.

Nun hatte sich dieser Aufstand vorzüglich auf den Freistaat Krakau gestützt. Dieser kleine Staat war das einzige Stückchen des alten gewaltigen

Polenreichs, dem wenigstens eine scheinbare Freiheit geblieben war. Selbst dieser scheinbaren Freiheit halber war es den drei an der polnischen Theilung betheiligten Thronen ein Dorn im Auge, und einer wie der andere, vorzüglich aber der russische, wünschte die Vernichtung des kleinen Freistaates.

Zu nehmen war er in der That leicht, denn die Polen konnten sich jetzt dem vierten Raube noch viel weniger widersetzen als sie es den drei früheren gekonnt. Es handelte sich nur darum, welcher von den drei Thronen den Freistaat Krakau erhalten sollte. Rußland hätte ihn gern genommen, weil es überhaupt Alles gern nahm. Allein die Eifersucht der anderen Regierungen war zu lebendig. Daher sah das listige Rußland jetzt scheinbar gern von diesem Gewinne ab zu Gunsten Oesterreichs, richtete dagegen aber desto fester sein Auge auf die Donaufürstenthümer. Und dieser Länder halber suchte es auf alle mögliche Weise die freundschaftlichste Beziehung zwischen sich und dem alten österreichischen Kaiserhause herzustellen. Selbst eine Familienverbindung wurde versucht; allein sie mißglückte, und Rußland mußte sich darauf beschränken, dem allmächtigen österreichischen Staatskanzler Fürsten von Metternich zu schmeicheln und die zufälligen Gelegenheiten wahr zu

nehmen, um sich dem Kaiserhause freundlich und freundschaftlich zu beweisen.

Inzwischen wäre beinahe die Vernichtung des Freistaates Krakau die Ursache eines Krieges geworden. Die beiden englischen Volkshäuser traten im Interesse des Freistaates auf, und noch kräftiger die französischen Kammern. Allein dem englischen Cabinet lagen zukünftige Dinge im Auge, und dem König Louis Philipp von Frankreich sein Geldkasten allzusehr am Herzen.

Genug, Krakau war vernichtet und blieb es. Aber den Eindruck, welchen der polnische Aufstand bei allen Völkern hervorgebracht, verstärkte diese ungerechte Fürstenthat sehr. Die Ueberzeugung der Völker von der Gewissenlosigkeit der Herrscher wurde fester, und die Lust, sich aus dem Joch einer nicht achtenswerthen Herrschaft zu befreien, größer.

Als die polnische Sache beendet war, trat die religiöse Sache wieder kräftig hervor. Oesterreichs Regierung nahm sich der Partei der Finsterniß so kräftig an, daß alle Völker sich darüber empörten, ganz vorzüglich aber das österreichische Volk selbst.

Das ermuthigte die katholische Partei, und sie glaubte, auf Oesterreichs Theilnahme lauernd, in der Schweiz ihre Hauptcolonne nun zum Kampfe

herausstreten lassen zu können. Hier hatten sich die Jesuiten bereits so festgesetzt, daß sie nicht bloß die Zügel der religiösen, sondern auch der weltlichen Herrschaft in den Händen hielten.

Jetzt veranstalteten die Jesuiten ihr Hauptwerk in dieser Zeit, sie veranstalteten einen Bund der katholischen Kantone, durch welchen natürlich Oesterreich viel, wenn nicht gar die halbe Schweiz zu gewinnen hoffte, wonach es im Mittelalter vergebens mit Aufwendung aller Kräfte gestrebt hatte.

Aber dieser katholische Sonderbund, der seinen Operationsstützpunkt im Jesuitenhause von Luzern hatte, widersprach dem schweizerischen Staatsgrundgesetz so, daß die protestantischen Cantone sich zu Gewaltmaßregeln entschließen konnten, ohne offenen Einspruch der Großmächte zu befürchten, die vor Jahren selbst die Garantie für jenes Grundgesetz übernommen hatten.

Inzwischen schwächte sich die moralische Macht der katholischen Partei dadurch, daß die Jesuitengesellschaft aus Frankreich verwiesen wurde, und die Franzosen heftig gegen die betrügerische Anmaßung des Clerus und die Ungereimtheiten der katholischen Kirche anzukämpfen anfingen.

Und dadurch wurde der Muth der protestantischen

Schweizercantone so erhöht, daß sie den Krieg gegen die katholischen Kantone beschlossen, sofern sich diese nicht bereit erklärten ihren Bund aufzulösen und das Heer der Jesuiten auszuweisen. Natürlich wußten auch die Jesuiten ihre Partei zu ermuthigen, und so kam es zum Kriege, in welchem der protestantische General der Republik, Dufour, sich als kühner, besonnener und edelsinniger Held besonders hervorthat.

Aber gleich bei Beginn zeigte sich, daß die katholische Kirche durchaus beim Volke diejenige Unterstützung nicht gefunden hatte, deren sie sich so gewiß gedünkt hatte. Nur einige gewinnsüchtige öffentliche Beamtete mit ihrem Anhang von Freunden und Gesinde waren es, welche sich in die Schlachtordnung stellten,

Daher kam es, daß das protestantische Schweizerheer ohne große Mühe bei jedem Schritte siegte.

Uebrigens war kaum ein Sieg errungen, als auch schon das Volk von mehreren Kantonen des katholischen Sonderbundes sich von diesem Bunde lossagte und dadurch das katholische Unternehmen untergehen machte.

Der Schluß desselben war, daß die Jesuiten die Schweiz verlassen mußten. Fluch und Schmach begleiteten die Flüchtlinge auf ihrem Wege.

Während dieses Kampfes hatten die Fürsten, selbst die protestantischen, eine höchst zweideutige Rolle gespielt. Man hatte gesehen, daß sie nichts sehnlicher wünschten, als aus der Schweiz ein neues Polen zu machen.

Deshalb unternahm es die schweizerische Republik nun, sich ein neues, besseres Staatsgrundgesetz zu geben, oder wenigstens die gefährlichen Paragraphen aus dem alten zu entfernen, welche die Fürstenlist hineingeschoben hatte.

Allein die fürstlichen Cabinete, vorzugsweise das österreichische, erhoben dagegen ebenso Einspruch, als einst die Kaiserin von Rußland gegen die Verbesserung der polnischen Staatsverfassung.

Die schweizerische Angelegenheit begann schon eine Aufgabe der fürstlichen Cabinete zu werden und eine für die Schweiz gefährliche Entscheidung zu erhalten, als durch den Tod des Papstes und die Bestrebungen des neuen Papstes die Cabinete von jenem Gegenstande ab auf einen neuen gezogen wurden, so daß die Schweizer nun wenigstens vor Eintritt eines neuen, besseren Zeitpunktes keinen Vortheil aufzugeben brauchten.

Einer der eifrigsten Vorarbeiter der Revolution

war der neue Papst Pius IX. Er war rechtschaffener als irgend ein Priester der katholischen Kirche.

Die Heuchelei der katholischen Kirche hassend, suchte er jetzt, wo er im Besitze der Macht war, Verbesserungen einzuführen, die dem Geiste der Zeit entsprachen. Er wollte die katholische Kirche der protestantischen nähern oder eine Vermittelung zwischen beiden bewirken, so daß es nicht mehr nöthig wäre für ein Zeitalter zu arbeiten, in dessen Interesse nun einmal kein Sieg mehr zu gewinnen war.

Pius IX. mochte sogar die Ueberzeugung gewonnen haben, daß selbst in dem erzkatholischen Italien der apostolische Stuhl nicht lange mehr nach alter Weise, oder vielleicht in keiner Weise bestehen könne, und darum suchte er ihn allmälig in einen rein weltlichen Fürstenstuhl zu verwandeln.

Deshalb waren seine ersten Einrichtungen auch rein weltlicher Art. Sie erregten ungeheures Aufsehen und den lautesten Beifallsruf der Völker.

Aber die Völker blickten nun auch viel tiefer in den heiligen apostolischen Stuhl hinein, als der Papst vorläufig wünschen konnte. Denn vor Allem hatte er nöthig, die Priesterpartei zu entwaffnen, welche furchtbar wüthend gegen ihn anbrauste.

Sie allerdings wußte sehr wohl, daß in das

finstere Gemälde des katholischen Staats- und Kirchenwesens auch selbst der kleinste Lichtstrom nicht geleitet werden dürfe, weil dadurch alle Gebrechen erleuchtet und das ganze Wesen der Verdammung preisgegeben werde.

Auch der Papst wußte dies wohl, allein er konnte entweder seinem lang niedergehaltenen Wahrheitsdrang nicht widerstehen, oder er glaubte, daß durch kluge Leitung einer Revolution das sicherer geschaffen werden könnte, was sichtbar schon in dem Gährbottig einer Revolution lag und aus dieser selbst vielleicht nicht so hervor gelangen werde, als es zu wünschen war.

Die ersten reformatorischen Unternehmungen des Papstes wirkten verschiedenartig auf verschiedenen Seiten. In Deutschland machten sie, daß das katholische Kämpferheer den Kampf aufgab, und die andere Partei sich beruhigen konnte; in Italien hingegen bewirkten sie, daß die Völker ihre politische Lage in Betracht zogen.

Mit den Lebehochs, die man dem Papste rief, sprach man auch die Ueberzeugung aus, daß man bis jetzt unwürdig gelebt habe. Das hatte — man sah es — der Papst erkannt, und kein Italiener konnte

daran zweifeln und sich weigern, für die Idee des heiligen Vaters zu eigner Gunst die Arme zu rühren.

Die fürstlichen Throne waren in der That durch die reformatorischen Bestrebungen des Papstes, die den nach Freiheit ringenden Geist der neuen Zeit gleichsam sanctionirten, in große Verlegenheit gesetzt. Die protestantischen Fürsten wußten nicht, ob sie sich mehr zu Für oder Wider entscheiden sollten; die ka-katholischen waren theils für, theils gegen die päpstlichen Ideen; doch wagten sie nicht mit ihren Meinungen hervorzutreten.

Nur die Regierung des alten erzkatholischen Oesterreichs hatte dazu Herz und zog sich deßhalb den Groll des eigenen Volkes auf den Hals. Denn wie alle Völker, so jauchzte auch das österreichische Volk darum, daß sich nun sogar ein Papst zum Kämpfer für das Licht aufgeworfen hatte.

Während sich aber die fürstlichen Cabinete im Norden Roms noch damit beschäftigten, wie man sich bei den Unternehmungen Pius des IX. zu verhalten habe, brachen die unausbleiblichen Folgen dieser Unternehmungen im Süden Roms schon zur That hervor.

Vielleicht kein italienisches Volk hatte so wie das des Königreichs Neapel von der unmäßigen Anmaßung der Fürstenherrschaft gelitten. Ja, Neapel hatte

die schlimmen Wirkungen des Herrenthums alle ins Gesammt erdulden müssen und war daher am meisten durch die Reformation des Papstes begeistert.

Bereits in dem verflossenen Jahre hatte das neapolitanische Volk bei seiner Regierung um eine Constitution angehalten, aber von seinem übermüthigen Könige, der von einer noch übermüthigeren Königin geleitet wurde, den schnödesten Bescheid erhalten. Jetzt war es bereit, sich eine Constitution, die ihm Ehre und Freiheit gewährte, mit Gewalt zu erwerben.

Die Revolution begann auf der Insel Sicilien. Das königliche Militair wurde aus den Hauptstädten und Festungen getrieben, der König von Neapel seiner Würde auf Sicilien verlustig erklärt, und die Volksstände versammelten sich, um zu berathen, was nun zu thun sei, um das Errungene zu sichern und einem Rückschlage zu wehren.

Während dessen erhob sich auch das Volk im Königreich Neapel. In der Hauptstadt wurden die königlichen Truppen geschlagen, und der König, die Spitze des Dolches auf der Brust fühlend, mußte sich entschließen, dem Volke eine Constitution zu gewähren, die man ihm vorlegte.

Das war der Anfang der großen Revolution, welche bald wie ein Flugfeuer über halb Europa

dahin wallte. Noch war das Werk in Neapel nicht völlig vollendet, als die Revolution auch in den nächsten italienischen Staaten losbrach und von den Fürsten Gleiches errungen wurde wie in Neapel.

Ehe das Jahr 1847 zu Ende ging, hatten fast alle italienischen Völker ihre Revolution gehalten und ihren Fürsten Freiheiten abgerungen, die ihnen gebührten.

In Deutschland zitterten alle Herzen mit jeder Volksbewegung in Italien. Die Verschiedenheit der Nationalität machte hier keine Störung. Es handelte sich ja jetzt nicht um die Rechte eines Volkes, sondern um die Rechte aller Völker, der Menschheit. Auch fühlte man nur zu gut, daß diese Revolution keine italienische bleibe, sondern eine europäische werde. Man erkannte, daß die Zeit gekommen sei, wo man einer neuen großen Periode der Weltgeschichte den Eingang öffnen müsse. Und darum bereitete man sich in Geist und Herzen jetzt schon auf das vor, was man nach wenigen Wochen that.

Aus Italien flog das Revolutionsfeuer, der Schweiz das Signal zu Verbesserung ihres Staatsgrundgesetzes gebend, nach Frankreich hinüber, wo

das Volk durch die früheren Revolutionen bereits eine gewisse Reife für eine republikanische Staatsverfassung gewonnen hatte.

2.

Frankreich.

Unter der Regierung Louis Philipps, welche als eine Friedensregierung von Kaufleuten und Künstlern über alle Maaßen geprießen wurde, hatten sich viele jener für das Volk unerträglichen Begleiter des Herrenthums eingefunden, die man durch die Julirevolution für immer vernichtet zu haben glaubte.

Es zeigte sich den Franzosen klarer als jemals, daß die Einzelherrschaft das Grundübel sei, ohne welches jene Uebel nie ausgerottet werden konnten.

Schon fühlte man allgemein, daß eine nochmalige Revolution die Stufe zur Republik sein werde. So Entsetzliches ließ sich der Regierung Louis Philipps nicht vorwerfen wie der Regierung Karls X; allein jetzt war auch schon das geringste Ungerechte und dem Geiste der Zeit Widersprechende nicht mehr erträglich.

Das Ministerium Guizot hatte bereits mehre Jahre geherrscht und manches in Rücksicht auf die Wünsche des Königs gethan, was dem kräftigen neugebornen Volke keineswegs behagen konnte. Auf Kosten der Ehre des Volkes war mehr als einmal der Frieden erkauft worden — so in der otahaitischen-, wie in der Schiffdurchsuchungs-, wie in der polnischen Angelegenheit. Zu Gunsten des königlichen Geldkastens war mancher Schacher mit den Aemtern gemacht worden, die Adelspartei war manches Vorzugs theilhaftig geworden, obschon sie sich im Geheimen und öffentlich eines Vorzugs gänzlich unwürdig bewiesen hatte. Letzteres bethätigte der Herzog von Brasselin in grausenhafter mörderischer Weise.

Dies alles konnte dem Volke natürlich gar nicht gefallen, und es mußte den Ständekammern daran liegen, ein Ministerium zu stürzen, unter dessen Trophäe Solches geschehen war.

Man veranstaltete Reformbankette, um die Mißvergnügten zu schaaren, und da sich der König gegen diese Art von Vereinigung der Gleichgesinnten aussprach, so veranstalteten selbst die Mitglieder der Kammer von der Oppositionspartei ein solches Banket in Paris.

Das Ministerium glaubte gegen dasselbe einschreiten zu müssen und erbitterte dadurch das Volk nur noch mehr.

Die Ständekammern wurden heftiger gegen das Ministerium und citirten alle seine alten Sünden. Das Volk nahm an den Verhandlungen den innigsten Antheil, und die Opposition gewann durch dasselbe, besonders durch die Sympathie einer Anzahl von Pairs und der Nationalgarde, immer mehr Kraft.

Man schritt nun dazu das Reformbankett zu veranstalten Die Regierung, ihre Schwäche oder ihr Unrecht fühlend, wurde schwankend und gestattete die Abhaltung des Bankettes unter gewissen Bedingungen, hielt es aber für gerathen, den Ideen der bankettirenden Opposition einen militairischen Riegel vorzuschieben, und concentrirte also eine bedeutende Truppenmacht in Paris.

Inzwischen blieb doch die Frage, ob die Regierung das Recht habe, dem Volke das Recht sich zu versammeln abzuschneiden, der Gegenstand der heftigsten Discussion in den Kammern.

Und dadurch wurden die Gemüther immermehr erhitzt. Vier Fünftel der Bevölkerung von Paris waren für die Behauptung der Opposition und hielten das Streben der Regierung gegen jenes Bankett

für eine Verletzung der Constitution von nicht geringerer Wichtigkeit als jene Verletzung durch die Ordonanzen Karls X.

Wir müssen gestehen, der streitige Punkt, welcher jetzt zunächst vorlag, besaß nicht die Wichtigkeit, daß wir aus ihm eine Revolution hätten folgern mögen Allein es war der Drang zur Revolution vorhanden. Die letzte zur vollkommenen Volksfreiheit führende Stufe wollte erstiegen sein.

Schon am 22. Februar begannen sich thatenlustige für die Republik begeisterte Volkshaufen zu bilden. Dem Premierminister Guizot wurden thatsächliche Beweise seiner Unbeliebtheit durch Demolirung seines Palais gegeben.

Hier und dort erhielten die Truppen Befehl, Gebrauch von ihren Waffen zu machen. Die Linie zeigte deutlich, daß in ihr der Geist der neuen Zeit lebe. Ihre Angriffe waren keine Angriffe, sondern Begrüßungen. Die Polizeisoldaten dagegen operirten mit all ihrer Kraft gegen das Volk und machten den Kampf blutig.

Am 23. Februar war die Stadt von etwa 80,000 Soldaten besetzt und es schien ein Volksaufstand unmöglich. Gleichwohl fand er statt, und

es kam zu einen heftigen Kampfe zwischen dem Volke und der Municipalgarde.

Die Nationalgarde trat aber desselben Tages der Volksbewegung bei, und der König Louis Philipp mußte, um sich selbst oder seinen Thron zu retten, das ihm so liebe Ministerium Guizot demittiren.

Allein man trauete dem Könige nicht völlig, und das kleinste Ereigniß reichte bald danach hin, seine That in Zweifel zu setzen.

So erlitt der Kampf also keine Unterbrechung. und als es sich endlich bewahrheitete, daß das Ministerium Guizot entlassen sei, stand man dennoch nicht vom Kampfe ab.

Wie gesagt, jetzt handelte es sich in Frankreich nicht mehr darum, ein Uebel aus dem Staatswesen wegzuschaffen, sondern das Grundübel.

Daher erscholl bald der Ruf:

„weg mit dem König, weg mit einem Throne!"

Der König, zu klug, als daß er nicht den Drang des Zeitgeistes kennen sollte, und nicht ohne Rechtschaffenheit, gab nun den Befehl an die Truppen, das Feuern einzustellen, und begab sich mit seiner Familie auf die Flucht nach England.

Doch machte er im Interesse der alten Zeit noch

einen Versuch, indem er zu Gunsten seines kleinen Neffen abdankte.

„Inmitten der lebhaftesten Verhandlungen," lautet ein Bericht von dem Acte, der nun statt fand, „bereits nach der erfolgten Abdankung des Königs, erscheint plötzlich die Herzogin von Orleans mit ihren zwei Kindern, dem Grafen von Paris und dem Herzog von Chartres, im Halbkreis der Deputirten. Herr Dupin steigt auf die Tribüne und proclamirt den Grafen von Paris zum Könige mit der Regentschaft der Herzogin von Orleans. Die Centren applaudiren, die Tribünen zischen und beweisen auf alle nur mögliche Weise ihre Mißbilligung. Da öffnen sich plötzlich alle Thüren, das Volk, geführt von Nationalgardisten und Zöglingen der polytechnischen Schule, die dreifarbige Fahne voran, füllt den Saal, die Herzogin von Orleans flüchtet mit ihren Kindern auf die höchsten Bänke der Linken, wo sie von Nationalgardisten weggeführt wurden. Ein kleiner Wagen stand zufälliger Weise im Hofe des Präsidentschaftshotels, sie stürzte sich mit dem Grafen von Paris hinein — der kleine Herzog von Chartres erreichte sie nicht mehr — und unerkannt entkam sie glücklich aus der Stadt. Die Herzogin

betrug sich wie eine Heldin, doch ihr Muth war fruchtlos; es war zu Allem zu spät!"

Nachdem der letzte Rest des königlichen Hauses, nämlich die Herzogin von Orleans mit ihren zum Thron berechtigten Kindern verschwunden war, bildete sich eine provisorische Regierung unter dem Vorsitz des berühmten Dichters und Kammermitgliedes Lamartine, und ungefähr zu derselben Zeit, wo das Volk das königliche Schloß (Tuilerien) aller Zeichen des Königthums beraubte und den Königsthron auf offner Straße verbrannte, proclamirte die provisorische Regierung die Republik.

Unendlicher Jubel erfüllte die Stadt. Die Republik, das war ja das Ende der großen Revolution die im Jahre 1789 begonnen hatte. Jetzt, jetzt erst war man zu Ende gelangt. Das Ziel war erreicht, die große geschichtliche Mission der Franzosen war erfüllt, und sie priesen sich glücklich darum, getrost den Gährungsprozessen entgegen sehend, welche nothwendig eintreten mußten, damit die Republik sich gleichsam abkläre, läutere und diejenige Reinheit und Erhabenheit gewinne, welcher sie, um zu dauern, nicht enbehren kann.

3.

Deutschland.

Von Frankreich flog das Feuer der großen Revolution nach Deutschland hinüber, wo es das Volk natürlich zunächst nicht auf dieselbe Stufe der Erhebung und Würde bringen konnte wie in Frankreich.

Die Deutschen standen an politischer Bildung und Reife um Bedeutendes gegen die Franzosen zurück; die deutsche Revolution konnte daher nicht dasselbe sein wie die gleichzeitige französische, sondern etwa das, was die französische Julirevolution war.

Die verschiedene Gestaltung beider Völker in ihrem Innern kann kaum den Vergleich ein wenig beeinträchtigen.

Bereits in früheren Zeiten hatten die Mitglieder der badenschen Abgeordnetenkammer Hecker, Welker, Itzstein, Bassermann u. a. die deutschen Gewalthaber gemahnt, dem Volke die ihm gebührenden Rechte zu gewähren, damit es nicht gezwungen sei, sie sich mit Gewalt zu erobern.

Darüber ergrimmten die Minister der deutschen Staaten so, daß in einem derselben jenen Ehrenmännern, wenigstens einigen deren, das Recht zu reisen verweigert wurde.

Der saubere Bundestag, als treuester Beschützer der Throne und aller Aristokratie und als willigster Hetzhund gegen das Volk, säumte nicht, den Groll der Gewalthaber zu dem seinigen zu machen und durch Schärfung der Presse und Anderes gegen die freisinnige badensche Kammer zu operiren.

Allein die Kammer blieb muthig und wurde jetzt, wo sichtbar eine große Revolution anbrach, sogar kühn.

Nun geschah, was wir von Frankreich erzählt haben. Die Fürsten erschraken und glaubten schon das Eindringen französischer Heere durch Soldatenmassen abwehren zu müssen; allein hier war nur das Eindringen des französischen Geistes, oder vielmehr des Geistes der neuen Zeit zu besorgen; gegen diesen aber galten Bajonnete nichts; auch war dieser Geist in den deutschen Staaten längst anwesend, und brauchte deshalb keine Grenze besetzt zu werden.

Die Fürsten mußten die Wahrheit der Sache erkennen und nun darauf denken, jenen revolutionairen Geist niederzuhalten. Allein es glückte desto weniger, da selbst ein deutscher Fürst, als edel und freisinnig längst eine Ausnahme unter seinen Standesgenossen, sich fast freiwillig vor jenem Geiste beugte.

Dieser Fürst war der Großherzog Leopold von

Baden. Er gewährte dem Volke ohne Zögern die lang gewünschte und nur vom Bundestage hintertriebene Preßfreiheit, Volksbewaffnung, Geschworenengerichte, das Recht sich in beliebigem Umfang und in voller Freiheit zu versammeln u. a.

Das ganze deutsche Volk jauchzte über die Errungenschaften der Badener. Die deutschen Fürsten aber zürnten, und nur der Zweifel, ob sie Angesichts der allgemeinen Völkeraufregung wohl daran thun würden, sich gegen den Volksgeist auszusprechen, hielt sie ab, den Bundestag eine Erklärung gegen den Großherzog von Baden geben zu lassen. Bald hatten sie keine Zeit mehr, sich mit den Maßnahmen Anderer zu beschäftigen.

Im Königreich Sachsen hatte eine förmliche fieberhafte Sympathie die ganze Revolution von Sicilien herauf bis nach Frankreich begleitet. Als man nun vernahm, was in Baden geschehen, so konnte man unmöglich warten, bis die Reihe an Sachsen kam.

Schon am 28. Februar vereinte sich eine Anzahl von Gleichgesinnten und beschloß durch eine Deputation den König Friedrich August um zeitgemäße Reformen anzugehen.

Es waren meist Buchhändler, denen vorzüglich

an der Preßfreiheit gelegen war. An der Spitze der ersten Versammlungen stand der berühmte Blum, welcher sich bereits bei der Entstehung der deutsch-katholischen Kirche als ein Mann des Lichtes, und bei dem berüchtigten 12. August, an welchem, wie man allgemein behauptete, auf Befehl des Prinzen Johann auf das Volk gefeuert wurde, als ein echter Volksmann bewiesen hatte.

Man wendete sich zunächst an den Stadtrath, und dieser zögerte nicht, die allgemeinen Interessen des Volks, die durch hunderttausend Stimmen bereits deutlich genug ausgesprochen waren, zu den seinigen zu machen.

Es ging nun eine Deputation des Stadtraths und zugleich eine frei aus dem Volke gewählte an den König ab. Allein der Bescheid, welchen man erhielt, war durchaus nicht befriedigend.

Da wurde die Theilnahme des Volkes allgemein. Selbst die kleinsten Städte schlossen der Stadt Leipzig sich an, und von allen Seiten her drangen nun Deputationen den Thron an.

Allein der König widerstand mit einer Festigkeit, die beinahe mehr heldenhaft als hartnäckig zu nennen war. Man konnte das Verhalten des Friedrich August kaum erklären. Einige meinten, der Grund

sei eine allzu ängstliche Rücksicht auf Preußen, Andere behaupteten, es sei der Einfluß des Prinzen Johann, wieder andere meinten, die Hartnäckigkeit des Königs habe seinen Grund in der trügerischen Darstellung, welche das Ministerium (besonders die Minister Könneritz und Falkenstein) von der Lage der Verhältnisse Sachsens mache, und von den verrätherischen Rathschlägen, welche es dem Könige gab. Diese hatten vielleicht die richtige Ansicht.

Aber das Volk war mit der Hartnäckigkeit des Königs nicht zufrieden, und die Meinung, daß, um zum Ziele zu gelangen, vor Allem nur nöthig sei, das Ministerium zu stürzen, wurde allgemein. Neue Deputationen gingen an den König ab, und die Verhältnisse wurden so drängend, daß der Herr Minister von Falkenstein es für gerathen hielt, seine Entlassung einzugeben.

Aber auch nach der Entlassung des Ministers v. Falkenstein, dessen schönes Wartegeld dem Volke gar nicht gefiel, änderte sich das Verhalten des Königs nicht sehr; waren seine Bescheide nicht abschlagend, so waren sie doch ausweichend.

So sah sich nun das Volk zu dem Entschlusse gedrängt, zunächst eine Deputation von mehren tausend Staatsbürgern an den König zu schicken, und,

wenn diese nichts bewirken sollte, sich der legislativen Gewalt anzumaßen und aus eigner Machtvollkommenheit die Freiheit der Presse und andere Volksrechte zu publiciren.

Dieser Entschluß verfehlte nicht, in der Residenz (Dresden), und zwar am Throne, eine bedeutende Wirkung hervorzubringen. Kaum hätte es noch der Steigerung der Energie des Volkes bedurft. Der König war entschlossen nachzugeben und bewies dies zuerst in dem Erlaß vom 9. März, in welchem sich die Worte befinden:

„§. 1. Die Censur ist von jetzt an bis zum 15. künftigen Monats aufgehoben."

Damit war natürlich das Volk noch bei weitem nicht zufrieden, und die große Deputation sollte also doch nach Dresden abgesendet werden.

Vor dieser Deputation schien der Herr Minister von Könneritz entsetzliche Furcht zu haben, und er ließ deshalb gegen dieselbe durch einen ganz nach altem Styl abgefaßten Befehl operiren.

Allein das Volk hatte bereits dem bisherigen Ministerium den Krieg erklärt und achtete daher die Befehle desselben für nichts. Die Verhandlungen der politischen Versammlungen wurden drohender, Dresden begann Theil an der allgemeinen Bewe-

gung zu nehmen, die Gefahr trat in die nächste Umgebung des Thrones, und nun sah sich der König genöthigt, seine bisherigen Räthe zu entfernen und seinen Thron dadurch zu sichern, daß er ihn mit Ehrenmännern, die die Liebe des Volkes schmückte umgab.

Diese waren der Dr. Braun, Dr. von der Pfordten, Robert Georgi und Graf von Holtzendorf.

Und durch dieses Ministerium, welches sich in der Folge die schöne Bezeichnung „Ehrenministerium" erwarb, wurden alsbald alle vorläufige Wünsche des Volkes befriedigt, was durch folgende Veröffentlichung geschah:

„An das sächsische Volk! Von Sr. Majestät dem König an die Spitze der Geschäfte berufen, haben sich Unterzeichnete über folgende Hauptgrundsätze und Maaßregeln vereinigt:

1) Beeidigung des Militairs auf die Verfassung.

2) Aufhebung der Censur für immer. Ein Preßgesetz ohne System der Concessionen und Cautionen.

3) Reform der Rechtspflege auf Grundlage der Mündlichkeit und Oeffentlichkeit; in Strafsachen Geschwornengerichte.

4) Reform des Wahlgesetzes.

5) Anerkennung des Vereinsrechtes mit Repressivbestimmungen wegen Mißbrauchs.

6) Gesetzliche Ordnung der kirchlichen Verhältnisse im Geiste der Duldung und Parität.

7) Antrag auf Revision des Vereinszolltarifs.

8) Kräftige Mitwirkung zu zeitgemäßer Gestaltung des deutschen Bundes mit Vertretung des Volkes bei demselben

Sr. Maj. der König hat diesen Maaßregeln und Grundsätzen seine Zustimmung zu ertheilen geruht. Gemäß ihnen wird das Erforderliche eingeleitet werden. Das sächsische Volk wird die hohe Bedeutung dieser königlichen Entschließung würdigen und dies durch Erhaltung der Ruhe und Ordnung im Lande bethätigen.

Dresden, 16. März 1848.

Braun. v. d. Pfordten. Georgi.

So war diese Revolution in Sachsen geendet, und mit Freuden muß es bemerkt werden, daß sie doch auf keiner Seite Unehre bereitete.

Die Bewegung ergriff nun zunächst Würtemberg, dessen König nicht allein von dem eignen, sondern von dem ganzen deutschen Volke als ein Ehrenmann

gepriesen war, und der sich in der That durch mancherlei Anerkennung der natürlichen Rechte der Völker diesen schönen Namen verdient hatte.

Die Stände waren in Württemberg eben versammelt, und so hatte das Volk seine natürlichsten und kräftigsten Fürsprecher. Schon am 29. Febr. wendete sich ein ständischer Ausschuß mit den Vorlagen an den Thron, dem Volke das Recht und die Freiheit auf öffentliche und mündliche Gerichtsverhandlung, Geschwornengerichte, freies Wort in Schrift und Rede, Bewaffnung, Ablösung aller Feudallasten, desgleichen der Patrimonalgerichte, auf freie Versammlung 2c. zurückzugewähren.

Die Gewährung einiger dieser Rechte und Freiheiten hatte der König früher bereits gewissermaßen freiwillig versprochen. Desto mehr durfte man jetzt erwarten, daß die Forderung genehmigt werde.

Doch ehe dies geschehen, fand eine große Bürgerversammlung in Tübingen statt, welche noch ausgedehntere Forderungen stellte.

Besonders freudig begrüßte das deutsche Volk in der Tübinger Adresse den 1. §, welcher die Worte enthielt:

„... Ausbildung der Gesammtverfassung Deutsch-

lands im Sinne eines Bundesstaates mit Volksvertretung durch ein deutsches Parlament."

Viel war bereits vom Volke wegen der innigsten Vereinigung aller deutschen Bundestheile vergebens gesprochen worden. Die Selbstsucht der einzelnen Fürsten hatte sich den Wünschen des Volks stets entgegengestellt.

Jetzt aber war eine Zeit gekommen, wo das Volk Kraft genug besaß, im Nothfalle selbst seine Wünsche zu erfüllen.

Der König Wilhelm von Würtemberg bewahrte sich seinen guten Ruf und ging ohne lange Weigerung auf die Forderungen ein, welche sein Volk an ihn richtete. Er gewährte, was er verfassungsmäßig selbst gewähren konnte, und versprach, der Macht der Stände zu überlassen, was ohne deren Mitwirkung nicht bewilligt werden konnte.

So war auch hier das erste Stadium der großen Revolution glücklich überstanden.

Von Würtemberg aus theilte sich die Bewegung zunächst dem Großherzogthum Hessendarmstadt mit

Die Stände waren versammelt und nahmen in des Volkes Namen vor dem Throne das Wort.

Der Großherzog Ludwig, ein braver, volkliebender Mann, wie wir ihn schon früher bezeichneten, ging mit einer wahrhaften Freude auf die Forderungen ein, und als ihm die Mainzer Bürgerschaft gleich danach noch umfassendere Wünsche vorlegte, so gab er darauf folgenden Bescheid:

„Ich habe von den Wünschen Kenntniß genommen, welche durch eine Deputation der Magistratur meiner lieben Stadt Mainz im Interesse der Entwickelung der bürgerlichen Freiheiten und der Erhaltung der öffentlichen Ordnung mir sind zu erkennen gegeben worden. Ich genehmige die Erfüllung sämmtlicher dieser zehn Wünsche, wie dies bereits durch meine Proclamation vom Heutigen meinem ganzen Volke zugesagt worden ist. Ich werde also nach dem mir vorgetragenem Wunsche sofort Vorlagen in diesem Sinne an meine getreuen Stände gelangen lassen. Auch mein Wunsch ist die Verminderung des stehenden Heeres, und es wird diese gewiß eintreten, wenn auswärtige Rüstungen ferner nicht zu besorgen, und die Erhaltung des Friedenszustandes, den wir Alle wünschen, und für die ich, was in meinen Kräften steht, leisten werde, gesichert erscheint."

In der That konnte eine Revolution von so wichtigen Ergebnissen nicht glücklicher bestanden werden, als in den genannten deutschen Staaten, auf deren Fürstenstühlen Männer von Einsicht und gutem Character saßen. Allein nicht allenthalben in Deutschland waren die Verhältnisse so glücklich wie hier.

Ein Staat, in welchem das Volk in seiner ganzen gesetzlichen Kraft auftreten mußte, um zu erlangen, was andere deutsche Stämme bereits erlangt hatten, war das Kurfürstenthum Hessen.

Die Fürstenwillkühr hatte hier bereits längst vor der Revolution trotz aller Constitution so erbitternd gewirkt, daß es zu bewundern ist, daß das Volk sich selbst beim ersten Anfange zu Bitten herabließ.

In den ersten Tagen des März fanden die ersten Bewegungen statt. In vielen Städten zugleich versammelten sich die Bürger und beschlossen die Bitte an den Fürsten ergehen zu lassen, dem drängenden Geiste der Zeit gerecht zu werden.

Allein dem Kurfürsten war das Herrschen lieb, und sein Dünkel bethörte ihn, einem bittenden Volke, da es keine Kanonen zeigte, Widerstand leisten zu wollen.

Das Volk gerieth in heftige Gährung. Es kannte den Sinn seines Beherrschers und hatte kaum etwas Anderes als Abweisung der Deputationen oder entschieden abschläglichen Bescheid erwartet.

Deshalb wurde der Deputationssturm nun verstärkt, und da der Kurfürst noch immer in seiner abgeschmackten Weise verblieb, so fanden Volksversammungen in den verschiedenen Theilen des Landes statt, die einen sehr drohenden Character annahmen.

Allein der Fürst meinte das ganze Ungewitter zerstören zu können, wenn er sich als einen Helden zeige.

Er machte also seine Truppen mobil und sendete sie an die Orte, wo die Flamme der Revolution am mächtigsten emporschlug.

Allein die Truppen waren von dem Geiste des Volks beseelt. Ein großer Theil der Offiziere erklärte laut seinen Unwillen über das Verhalten des Kurfürsten, und war entschlossen, sich in Allem nach der Bürgerwehr zu richten.

Unter solchen Verhältnissen konnte das Volk nur mit der größten Energie auftreten. Deputationen wurden an den Fürsten gesendet, welche sich mit einem drohenden Entweder = Oder anzumelden hatten, und in den Adressen forderte man mit einer Souve-

rainität, die den machtlosen Monarchen furchtbar demüthigte.

Denn Worte wie die, welche in der Adresse vorkamen, als z. B. „wir haben kein Vertrauen zu Ihnen," „wir fordern unbedingt, daß Ihre Zustimmung bis dahin erfolge;" solche Worte waren wohl nie von sogenannten Unterthanen zu einem deutschen Fürsten gesprochen worden.

Der Kurfürst hätte vielleicht lieber irgend etwas gethan, als dem stürmischen Volke nachgegeben. Allein alle Macht war von ihm gewichen, und so mußte er sich endlich, als das Volk bereits aufgestanden war und den edlen Herrn mit Waffen bedrohete, entschließen, zu bewilligen, was gefordert wurde.

Anders verhielt sich der Herzog von Nassau. Als die Unruhen losbrachen, war er nicht in seiner Residenz. Das Volk glaubte, er halte sich verborgen, und beeilte sich aus dieser Lage der Dinge alle möglichen Vortheile zu ziehn.

Es forderte vom Minister seine Bewaffnung. Der Minister konnte, ohne sich zu verdächtigen, nicht abschläglich bescheiden. Er bewilligte die Bewaff-

nung der Bürger, ja übergab denen sogar das Zeughaus.

Nachdem solches geschehen, konnte der Herzog mit guter Hoffnung dem Volke unmöglich widerstreben. Aber das zu thun schien auch nicht einmal in seinem Sinn und Willen gelegen zu haben. Denn er bestätigte frei vor dem Volke ohne Zurückhaltung und die leiseste zweideutige Miene alles, was das Volk gefordert hatte, und was in seinem Namen bereits von seiner Mutter und seinem Bruder genehmigt worden war.

Baiern. Wäre die große Revolution an allen deutschen Staaten einflußlos vorübergegangen, an Baiern hätte sie dies nicht gekonnt.

Hier waren Rechte und Ehre des Volks aufs Gräulichste von dem Monarchen verletzt worden. Unter den jesuitischen Handgriffen eines erbärmlichen Ministeriums war die Constitution zum Gegenstande des Spottes herabgesunken.

Der Wille des Königs Ludwig regierte, und er regierte so ohne Rücksicht auf staatliches und sittliches Gesetz, daß dem Volke darob die Haare zu Berge stiegen und die Galle arg anschwoll.

Aber die Pfaffen, die aufrichtigsten Freunde des Königs, übten ihre Macht aus und verhinderten früher eine Revolution, die nun, da alle Völker revoltirten und einmal der Richterstuhl aufgeschlagen war, welcher über Fürstensünder zu verfügen das Recht hatte, unmöglich noch verhindert werden konnte.

Die berüchtigte Lola Montez, eine spanische Tänzerin, welche sich in verschiedenen Städten Europas mit den Polizeisoldaten herumgeprügelt und manches andere geübt hatte, was sie der Verachtung werth machte, hatte das Glück, dem Könige so sehr zu gefallen, daß er sie erkiesete zu seiner Bereiterin gewisser Freuden, die sich in die Nacht zu verstecken pflegen und von der Feder nicht wohl näher bezeichnen lassen.

Gerührt von der Bereitwilligkeit und vielleicht besonderen Ergötzlichkeit der Dirne, beschloß der König sie zu adeln und zwar gar in den gräflichen Stand zu erheben.

Ob nun schon im Adel kein Werth vorhanden (was gerade aus dieser Adelung recht ersichtlich), so schien es doch so. Das Ministerium sträubte sich gegen des Königs Vorhaben und hatte das Geschick, um der verworfenen Dirne willen entlassen zu werden.

In der That, scheußlicher konnte eine Constitution und eine Volksehre nicht verhöhnt werden. Das Volk gab den tiefsten Unwillen kund; allein wie erwähnt, hielt es die Pfaffengesellschaft im Zügel.

Diese Gesellschaft aber erhielt bald Ursache, dies zu bereuen, und so that sie nun das Umgekehrte von dem, was sie früher gethan hatte.

Da brach in München der Aufstand gegen die Dirne los, welche sich jetzt Gräfin von Mansfeld nannte. Sie wurde verjagt; aber das um ihrer Adelung willen eingesetzte Ministerium blieb mit der Schande des Thrones, und damit auch die tiefe Erbitterung des Volkes.

Als nun die große Revolution nach Deutschland herein trat, so waren die Bayern eben in derjenigen Stimmung, welche zu einer grimmigen Revolution nöthig ist.

Am zweiten März begannen die Zöglinge der Universität, welche noch von den Angelegenheiten der Gräfin von Mansfeld her Ursache zur Unzufriedenheit hatten, den Aufstand. Sie sendeten eine Deputation zum Könige, die alles das zu fordern hatte, was man in den andern deutschen Staaten forderte, und darüber noch einiges, welches sich weniger auf Baiern, als das gesammte deutsche Reich bezog.

Zu gleicher Zeit forderten die Bürger vom Throne die schleunigste Einberufung der Stände. Denn sie fühlten, daß es diese bairische Revolution unmöglich nur mit königlichen Gewährungen bewenden lassen könne. Der König hatte sich durch sein charakterloses und unsittliches Leben so verächtlich gemacht, daß man weder zu seiner Gesinnung Vertrauen hatte, noch sein Wort für ein Ehrenwort annehmen mochte.

Zugleich mit der Bürgerschaft versammelten sich die anwesenden Reichsräthe und ließen eine gleiche Forderung an den Thron ergehen.

Der thörigte König Ludwig war in dem Glauben befangen, daß er bei dem Volke in hoher Achtung stehe und daß es wie ein Kind zu der väterlichen Gesinnung Vertrauen hege, von der er sich in seinen Erlassen sehr viel zu sprechen bisher das Vergnügen gemacht hatte.

So war es ihm denn möglich, die große Revolution und die verschiedenen Anforderungen der Volksdeputationen ignoriren und nur mit dem Versprechen abfinden zu wollen, nach zwei Monaten die Stände zu berufen.

Da eilten die Münchner auf das Rathhaus. Alle Stände versammelten sich, die Studenten fehlten nicht. Die Wuth gegen den so verachteten König

wurde furchtbar. Man glaubte, er gehe auf einen Betrug aus, und solches von diesem Monarchen ertragen zu sollen, das empörte alle Gefühle.

Die Versammlung war furchtbar. An eine parlamentarische Ordnung war nicht zu denken, jedes Mitglied schien zu fühlen, daß man mit diesem Könige gar nicht unterhandeln, sondern ihn vom Throne weisen sollte, und schon war in dieser und jener Gruppe von einer Entthronung (jedoch zu Gunsten des Thronfolgers) die Rede.

Unterdessen war von ängstlichen Bürgern der Regierungspräsident herbeigerufen worden. Er trat auf die Rednerbühne.

Da aber gleich seine ersten Worte von pflichtmäßiger Geduld und des Königs väterlicher Gesinnung handelten, so erhob sich ein fürchterliches Tosen, so daß der unglückliche Redner kein Wort mehr hervorbringen konnte. Er verließ den Saal, eilte nach dem königlichen Schlosse und machte eine solche Beschreibung von dem Aufruhr, daß der König nicht zögerte, die ganze anwesende Truppenmasse vor das Schloß rücken und sodann die wichtigsten Straßen und Plätze mit Artillerie und Kürassieren besetzen zu lassen.

Da verläßt augenblicklich das wüthende Volk

das Rathhaus und erscheint bald darauf bewaffnet mit Flinten, Spießen, eisernen Stangen, Heugabeln und andern gefährlichen Geräthen.

Als ob ein Plan auf das beste angelegt und verabredet worden, ordneten sich die Haufen und traten, zum Kampf bereit, den Truppen entgegen.

Da fand sich der König, der Macht und Stimmung seiner Soldaten mißtrauend, bewogen, das Volk durch das Versprechen, die Stände schon in einigen Tagen zu berufen, zu beruhigen.

Aber die Beruhigung war keineswegs nachhaltig. Das Volk wollte mehr, es wollte nämlich in Baiern mehr als anderswo; worin dieses Mehr aber bestehe, das wagte es selbst kaum auszusprechen, das lag ihm eigentlich nur im Gefühl, und das that sich eben darin kund, daß dem Volke nichts behagte, was der König versicherte, daß es vor jeder Unterhandlung mit dem Könige einen Widerwillen empfand.

Gleichwohl wurde der König forthin mit Forderungen bestürmt. Alle Städte schickten ihre Deputationen, und alle diese Deputationen hatten ein und dasselbe Wort im Munde, welches lautete:

„Das Volk fordert und will, 1) vollkommene Preßfreiheit, 2) Gewissens- und Lehrfreiheit, 3) ein Gesetz über Verantwortlichkeit der Minister, 4) Be-

eidigung des Militairs auf die Verfassung 5) Aufhebung aller feudalen Lasten, 6) Persönliche Freiheit, 7) Vertretung des Volks beim deutschen Bunde, 8) Volksthümliche Wehrverfassung, 9) Gerechte Besteuerung, 10) daß die Bildung durch Unterricht Allen gleich zugänglich werde, 11) Ausgleichung des Mißverhältnisses zwischen Arbeit und Capital, 12) Gesetze, welche freier Bürger würdig sind, und deren Anwendung durch Geschwornengerichte, 13) Volksthümliche Staatsverwaltung, 14) Abschaffung aller Vorrechte."

Der König wich all diesen Forderungen aus durch Verweisung auf die berufenen Landstände. Aber hätte er auch Alles ohne Weiteres bewilligt, das Volk würde nicht ruhig geworden sein.

Am 5. März war München wieder im furchtbarsten Aufstande. Volk und königliches Militair standen sich gegenüber und waren eben im Begriff den Kampf zu beginnen, als der Prinz Karl erschien und versicherte, daß der König Alles zu bewilligen bereit sei, sofern die Stände sich beistimmend aussprechen würden, daß die Abgeordneten aber nicht wie bisher, sondern in der freiesten Weise gewählt werden sollten.

Aber das Volk erklärte dem Prinzen ins Gesicht, daß es auf das Wort des Königs nicht mehr gebe

als auf das Wort eines gewissenlosen Menschen, und daher andere Bürgschaft verlange.

Der Prinz gab also sein Ehrenwort. Das wurde mit Freuden aufgenommen und damit gleichsam dem Prinzen gesagt, daß man ihn für einen Ehrenmann halte.

Allein die Revolution war dadurch keinesweges beschwichtigt. Die Ursache des häßlichsten Mißbehagens, welches die Baiern empfanden, konnte ja durch keine Gewährung beseitigt werden.

Da fühlte man sich auch durch nichts, was der König Ludwig zusagte, ja nicht einmal dadurch befriedigt, daß der König den beim Volke nicht unbeliebten Kronprinzen Maximilian zum Mitregenten annahm. Man tobte fort und fort. Man wollte etwas, und mochte es doch nicht geradezu aussprechen, was man wollte.

Zum Glücke aber merkte nun der König Ludwig, was sein Volk eigentlich von ihm forderte, und was er nicht abschlagen konnte, ohne sich auf einen furchtbaren Kampf einzulassen. So entschloß er sich denn nun folgende „königliche Worte" an die Baiern zu richten:

„Baiern, eine neue Richtung hat begonnen, eine andere als die in der Verfassungsurkunde enthaltene,

in welcher Ich nun im 23sten Jahre geherrscht. Ich lege die Krone nieder zu Gunsten meines geliebten Sohnes, des Kronprinzen Maximilian. Treu der Verfassung regierte ich, dem Wohle des Volks war mein Leben geweiht — als wenn Ich eines Freistaates Beamteter gewesen, so gewissenhaft ging ich mit dem Staatsgute, mit den Staatsgeldern um. Ich kann Jedem offen in die Augen sehen. Und nun meinen tiefgefühlten Dank Allen, die mir anhingen. Auch vom Throne herabgestiegen, schlägt glühend mein Herz für Baiern, für Deutschland.

München, 20. März 1848. Ludwig."

Der König hatte also die Krone niedergelegt und sie einem Würdigeren überlassen. Das war ja die Forderung des Volkes gewesen, welche es nicht hatte in Worten aussprechen mögen.

Von nun an legten sich auch die Revolutionsstürme in Baiern, und man überließ die ohnehin schon gesicherten Freiheiten ihrer Entwickelung und Ausbildung durch die Stände.

Nun ergriff das Feuer der Revolution auch den größten der deutschen Staaten, von dem man ge-

meint hatte, daß er, von der Metternichschen Politik in Todesschlaf gedrückt, an der Revolution gar nicht Theil nehmen werde.

Allein eben unter dem Drucke reift ja die Rache, und des Gefühls deren bedarf es zu einer Revolution, die Fähigkeit zur Freiheit bringt das neue Stadium.

Die jämmerlichen Finanzverhältnisse des Staates, die in allzu grellem Mißverhältniß mit dem überschwenglichen Reichthum der Mitglieder des kaiserlichen Hauses standen, der klare Beweis, daß des Volkes Schweißtropfen nur in die Börsen der allerhöchsten Herrschaften geflossen waren, das hatte die Oesterreicher bereits aufs Beste vorbereitet, als das Ausland das Signal zur Völkerbefreiung gab.

Am 13. März versammelten sich die österreichischen Landstände; allein es waren Stände, geformt von Metternichs Politik, und daher kein Wesen von welchem das Volk die Auswirkung nur der kleinsten Freiheit hätte erwarten können. Nicht einmal die Städte und Gemeinden waren in ihnen vertreten. Daher wurde jetzt auf sie fast gar nicht Rücksicht genommen.

Die Studenten versammelten sich 1500 Mann stark. Und da eine Bittschrift, welche Preßfreiheit

forderte, mit Hohn von dem Erzherzog Ludwig zurückgewiesen wurde, so zogen sie vor das Ständehaus, um die Versammlung der Hochadlichen und geistlichen Volksvertreter zu zwingen, Absetzung der bisherigen Minister, Einsetzung verantwortlicher Minister, Preßfreiheit und Volksbewaffnung zu decretiren oder wenigstens sogleich in Berathung zu ziehen.

Allein die Volksvertreter waren Volksverräther, und anstatt die Forderungen zu genehmigen oder die Fordernden zu bescheiden, nahmen sie die Deputation gefangen und sperrten sie ein.

Vor dem Ständehaus aber gesellte sich zu dem Häuflein der Studenten bald eine ungeheure Volksmenge. Der Muth stieg.

Da erfuhr man das Schicksal der Deputation. Sogleich nahm man stürmend das Ständehaus und befreite die Gefangenen.

Aber bereits hatte die aristokratische Versammlung auch für tüchtige Militairmassen gesorgt. Diese besetzten so eben die Straßen und ermangelten nicht, in ihrem von der aristokratischen Politik eingeflößten Blödsinn auf das Volk zu feuern.

Jetzt brach der furchtbarste Kampf los. Bald war die ganze Bürgerschaft in Bewegung und unter Waffen. Das Ständehaus wurde erstürmt und

gänzlich demolirt. Das Zeughaus war der Preis eines fürchterlichen Kampfes; aber das Volk siegte. Auch ward ihm an anderen Orten der Sieg zu Theil; und je vollständiger allmälig seine Bewaffnung und je ausgedehnter seine Theilnahme wurde, desto mehr verloren die Truppen die Aussicht auf den Sieg und den Muth.

Unter solchen Umständen sah sich der Kaiser genöthigt, Preßfreiheit und Volksbewaffnung zu bewilligen und den verhaßten Staatskanzler, Fürsten von Metternich, der Oestreichs Völker in die schmählichsten Fesseln geschlagen hatte, seines Amtes zu entsetzen. Der mit Fluch beladene Greis flüchtete zu Fuß aus Wien, verschwand, und kam erst in England wieder zum Vorschein.

Aber durch jene Gewährungen wurde das Volk nur auf wenige Augenblicke beruhigt. Es behielt seine sehr drohende Stellung, und so mußte sich der Kaiser endlich entschließen, eine förmliche Constitution mit verantwortlichem Ministerium zu gewähren.

Allein die österreichische Aristokratie, welche in ihre mittelalterlichen Grundsätze mehr als irgend eine

andere eingerostet war, konnte natürlich die Schritte des Kaisers nicht gut heißen. Erkannte sie auch an, daß die Nothwendigkeit sie geboten habe und noch immer gebiete, so bot sie doch alle Kräfte auf, um das, was von Seiten des Kaisers geschehen war, zu einem Scheinwerke zu machen. Dadurch wurde der Grund zu einer neuen Revolution gelegt, welche nach einem Monat zum Ausbruch kam.

Während dieser Zeit hatten auch die Monarchen von Weimar, Koburg, Braunschweig, Altenburg, Hannover u. a. das Schicksal ihrer deutschen Standesgenossen gehabt, und die Revolution hatte nun nur noch in Preußen ihr Schauspiel aufzuführen.

Das geschah. Der Thron von Preußen war an seinem Volke wortbrüchiger geworden als sonst einer. Seit 1819 war eine Constitution versprochen, aber bis jetzt nicht gewährt worden.

Denn die Constitution, welche der König Friedrich Wilhelm IV. vor Kurzem gegeben, sie war nichts als ein Scheinding, ebenso wie auch die Land-

stände Friedrich Wilhelms III. nichts waren als ein falscher Pfennig, der dem Volke das versprochene und nicht gewährte Geldstück vergessen machen sollte.

Naumburg an der Saale war die erste Stadt, welche sich in Preußen für die Revolution erklärte und ihre Forderungen an den Thron stellte. Dies geschah in den ersten Tagen des März.

Diesem Beispiele folgten rasch nach einander eine Menge von Städten. Und die Rheinstädte stellten ihre Bitten in einer so kräftigen und männlich kühnen Sprache, daß man darin wohl erkannte, die Zeit der Volksmündigkeit müsse gekommen, oder wenigstens sehr nahe sein.

Die Petition der düsseldorfer Bürgerschaft z. B. lautete:

„Wir bitten Ew. Majestät um eine wahrhafte Volksvertretung mit beschließender Stimme in allen Wegen der Gesetzgebung und der Steuerbewilligung; um Gleichstellung aller Religionsgesellschaften in Bezug auf bürgerliche Rechte; um unbedingte Preßfreiheit; um Geschworene für alle politische und Preßvergehen; um Sicherung der persönlichen Freiheit; um Fürsorge für die arbeitenden Classen; um Mittheilung des Strafgesetzentwurfs an die Volksvertreter; um freies Associationsrecht ꝛc.; um Vermittelung eines

deutschen Parlaments! Möge Preußen den übrigen deutschen Staaten leuchtend vorangehen! Wir haben die feste Zuversicht, daß unserm Vaterlande kein Nachtheil geschehen kann, wenn die Regierung den rechten Augenblick wo sie ihre Interessen mit denen des Volks verknüpfen und einigen kann, nicht vorübergehen läßt. Die Wünsche und Forderungen einer gebildeten und vaterlandsliebenden Bevölkerung sind gerecht und billig. Finden sie ein geneigtes Ohr, so steht Preußen und Deutschland wie ein feste Burg. Deß sind wir gewiß! Geht diese Mahnung ungehört vorüber, so wissen wir nicht, welchen unseligen und trostlosen Verwickelungen der Geschichte wir entgegen gehen, und verwahren uns vor aller Mitschuld, wenn das Vaterland in einer künftigen Katastrophe vergebens nach begeisterten und hochherzigen Kämpfern sucht. Wir schließen mit der uralten ewigen Erfahrung, welche auf allen Blättern der Weltgeschichte steht, daß diejenigen Länder die besten Söhne hatten, welche sie alle Theil nehmen ließen an den Angelegenheiten des Vaterlandes. Es vertrauen der Weisheit und Gerechtigkeit Ew. Maj. Dero unterthänigste Bürger Düsseldorfs."

Solche Petitionen, ja noch energischere, gingen

aus allen Gegenden des Staates im königlichen Cabinete ein.

Allein der König war von fürstlichem Vorurtheil erfüllt oder erkannte die Geschichte und die Gewalt der Zeit nicht. Genug, er wies alle Bitten mit der Bemerkung zurück, daß das, was das Land bedürfe, von ihm schon werde mit den Landständen berathen werden.

Ein solcher Bescheid empörte desto mehr, als bald alle deutschen Stämme die ihnen gebührenden Rechte glücklich von den Fürsten errungen hatten.

Da erhob sich das Volk fast in allen Provincialhauptstädten und drohete mit Gewalt zu erwerben, was nicht willig gewährt werden sollte.

Umsonst, der König beharrte hinfort auf seinem Vorsatze. Aber er war nicht im Stande, die Stürme zu beschwören, denn in seiner nächsten Umbung, in Berlin selbst, wurde es immer unruhiger, immer revolutionärer.

Da erschien das königliche Patent, nach welchem, nach ein und einem halben Monate, die Landstände zusammentreten sollten.

Das schien ein Hohn zu sein. Das Volk von Berlin wurde wüthend. Umsonst hatte sich der Oberbürgermeister von Berlin, Namens Krausnik, mehre

Tage lang bemüht eine Audienz beim Könige zu erhalten, um ihm die Wünsche des Volkes vorzutragen.

Desto erbitterter war die Stimmung. Am 14. März Abends versammelte sich eine ungeheure Volksmenge vor dem Schlosse. Sie forderte stürmisch, daß der König ihre Abgeordneten nicht schnöde von der Schwelle zurückweise, sondern vernehme.

Aber noch waren die Abgeordneten nicht vorgekommen, als dichte Militärmassen heranrückten und ihre Waffen gegen das Volk gebrauchten.

Das Volk war zu wenig vorbereitet und konnte nicht Widerstand leisten. In wildem Tumulte verließ es den Schloßplatz, zerstreute sich und verbreitete die Wuth durch die ganze Stadt.

Noch fühlte man sich nicht kräftig genug, um den Kampf mit den ungeheuern Militärmassen aufzunehmen, aber man bereitete sich auf denselben vor.

Während dessen aber wurde der Thron fortwährend mit Petitionen bestürmt, die jedoch kein anderes Schicksal hatten als die früheren.

Während dessen waren auch eine Menge Metzeleien zwischen dem Volk und dem Militär vorgekommen, die die Stimmung der Bürgerschaft immer heftiger reizte Am 17. März ging die Kunde von

dem Siege der Wiener ein, und das Gerücht verbreitete sich, daß eine Deputation der Rheinlande eingetroffen sei und dem Throne mit dem Abfall der Rheinprovinz vom preußischen Staate drohe, wenn nicht des Volkes gerechte Forderungen unverzögert erfüllt würden.

Da stieg mächtig des Volkes Kühnheit. Man forderte — zuerst die academische Jugend — unverzügliche Bewaffnung des Volkes. Diese Speculation war gut; aber die Regierung war klug oder unklug genug, sie nicht gelingen zu lassen, indem sie einen Theil der Bürgerschaft zu Schutzbeamteten machte, welche kein anderes Schutzmittel als einen Stab zu führen berechtigt sein sollten.

Indessen wurden die Verhältnisse doch so drängend, daß es der König für gerathen hielt, dem Volke irgend etwas, und wär' es nur zur augenblicklichen Beruhigung, zu gewähren.

Das that er am 18. März. Er gewährte Preßfreiheit und einiges Andere, was mehr das deutsche Reich, als Preußen anging.

Man war nicht zufrieden. Man hatte Anderes und mehr gefordert. Aufs Neue wurde eine Deputation an den König gesendet, welche zugleich für das bereits Gewährte Dank zu sagen hatte. Vor

dem Schlosse hatten sich an 5000 Menschen versammelt, welche aber in völliger Ruhe der Rückkunft der Deputation harrte.

Da wurden von Seiten des Militärs, welches in der Nähe des Schlosses in dichten Massen aufgestellt war, mehre Schüsse ohne allen rechtlichen Grund gegeben. Dies veranlaßte zu den Glauben, daß der König auf einen Volksverrath ausgegangen sei.

In furchtbarer Wuth zerstreute sich die Menge durch alle Straßen und allenthalben in der großen Stadt erscholl der Ruf:

„Zu den Waffen! das Volk ist verrathen!"

Nun begann der furchtbare, aber für das Volk glorreiche Kampf, welchen J. Minding folgendermaßen beschreibt:

„Der Schilderer dessen hatte den Schloßplatz um 2½ Uhr verlassen. Kaum hatte er einige Anordnungen in seinem Geschäfte getroffen und verließ das Haus wieder, als ihm — etwa um 3 Uhr — Bürger ohne Hut und mit zerrüttetem Ansehen entgegenstürzten. „„Man hat auf uns geschossen, auf die Schutzbeamteten ist geschossen worden, wir sind verrathen"" schrieen sie. Alles rannte nach Waffen, zu den Thürmen, um Sturm zu läuten, durch die

Straßen, um die Schreckensbotschaft weiter zu verbreiten und die ganze Bevölkerung der Stadt zum Kampfe anzufeuern. Der Krieg zwischen Bürgerschaft und Militär begann, ein ungleicher Kampf, der Kampf undisciplinirter, meist waffenloser Haufen, die der Zufall zusammenwürfelte, gegen ein organisirtes und planvoll vertheiltes und geleitetes Heer regulairer Truppen. Aber diese regellosen Haufen entwickelten an diesem ewig denkwürdigen Tage einen Heldenmuth ohne Gleichen, eine Tapferkeit und Unerschrockenheit, auf die wir stolz zu sein das vollkommenste Recht haben. Gleich nach drei Uhr begann der Kampf an der Ecke der Oberwall- und Jägerstraße. Eine Barricade, welche das Eckhaus, worin sich die Zeitungshalle befindet, mit dem gegenüber liegenden Eckhause verband, wurde in Eile und mit unerwarteter Geschicklichkeit aufgeführt, indem man zwei Droschken und eine Kutsche, welche die darin Sitzenden freudig hergaben, niederwarf, dazu das Schilderhaus vom Bankgebäude, die Brücken von den Rinnsteinen, Fässer und Steine in die Lücken stopfte, das Straßenpflaster aufriß. Eine zweite Barricade entstand eben so schnell an der Ecke der Werderstraße, dem Gouvernementshause gegenüber. Die Posten in der Nachbarschaft wurden im

Augenblick entwaffnet, ein Soldat wurde, wie es heißt, während des Ringens um sein Gewehr getödtet. Auf die Dächer der Häuser wurden Steine getragen. Kaum waren die Barricaden nothdürftig fertig, so sprengte eine Dragonerabtheilung in der Jägerstraße heran, welche durch Steinwürfe vertrieben wurde. Gleich danach erschien von der anderen Seite her ein Bataillon Infanterie und richtete ein heftiges Feuer zuerst gegen das Eckhaus der Werderstraße, wo sich eine Restauration befindet, dann gegen die anderen Häuser. Im Locale der Zeitungshalle wurde der Conditor Riprecht, ein guter und braver Mann, und ein Stock höher ein Dienstmädchen, das mit den Worten „„seinem Schicksal kann man nun einmal nicht entgehen"" ans Fenster trat, getödtet. Beide fielen ohne einen Laut zu Boden. Der Widerstand aus den Häusern konnte in Ermangelung von Schußwaffen nur so lange fortgeführt werden, als die Steine auf den Dächern reichten. Die Steinschützen der Zeitungshalle entgingen der Verhaftung, als die Häuser vom Militär genommen waren, durch die Flucht über die Dächer. Um etwa 4 Uhr Nachmittags war die Kunde von dem auf das Volk geschehenen Angriffe in das Universitätsgebäude gedrungen, wo eben eine allgemeine

Versammlung der Studenten, die den Schutzbürgern zur Aufrechthaltung der Ruhe sich angeschlossen hatten, unter Vorsitz eines Professors stattfand. Ein allgemeines Entsetzen, gemischt mit Erbitterung über die fehlgeschlagenen Hoffnungen, ergriff die jungen Gemüther. Jetzt erfolgte Bewaffnung allgemein, und dreifarbige Cocarden (schwarz roth gold) wurden an Hüte und Mützen gesteckt. Die jungen Leute haben Wunder von Tapferkeit verrichtet. Auch viele Frauen haben mit Begeisterung und Heldenmuth an dem Kampfe Theil genommen, manche mit den Waffen in der Hand. Ein Mädchen, wird erzählt, dem der Geliebte an einem der frühern Tage getödtet worden war, erschoß einen Dragoneroffizier. — Inzwischen bedeckte sich die Stadt mit Barricaden, die größtentheils sehr gut aufgeführt wurden, viele sogar schön und mit Fahnen verziert. In dem südlichen und südöstlichen Theile der Stadt stieg die Aufregung von Minute zu Minute. Bürger aller Stände, Studirende und Arbeitsleute stürzten mit allerhand in der Eile zusammengerafften Waffen und Handwerksgeräthen auf die Straßen und benützten die längs der Jerusalemer Straße zum bevorstehenden Jahrmarkt aufgebauten hölzernen Buden zur Errichtung von Barricaden, die sich von nun an mit reißender

Schnelle bis zu den äußersten Vorstädten fortpflanzten und alle Straßeneingänge in kleine Festungen verwandelten. Das Straßenpflaster und an manchen Stellen die Granitplatten wurden aufgerissen, theils um die Barricaden zu verstärken, theils um Vertheidigungsmaterial zu gewinnen Die Dächer der Eckhäuser, welche den Barricaden zu Stützpunkten dienten, wurden abgedeckt und mit Männern aus dem Volke besetzt, welche sich vorbereiteten, die heranziehenden Truppen mit einem Steinhagel zu empfangen. Die schwarzrothgelbe Fahne des deutschen Reichs wurde fast überall aufgepflanzt und von dem Volke mit dem Jubelrufe: „„es lebe die Freiheitsfahne!"" begrüßt. Einige Haufen der bewaffneten Handarbeiter stürmten die Kirchenthore und erstiegen die Thürme, um die ganze Nacht hindurch Sturm zu läuten. Von Zeit zu Zeit erschienen junge bewaffnete Männer, meistentheils Studenten, um die Barricaden zu inspiciren, der Menge Verhaltungsvorschriften zu geben oder sie nach anderen Punkten des Aufstandes hinzuleiten. Die buntgemischten Haufen folgten willig auf den blutigen Schauplatz des mörderischen Kampfes. An den Barricaden wurden während der Nacht Wachtfeuer unterhalten, an denen sich die Volksmassen erwärmten und Kaffee kochten

Die benachbarten Bäcker lieferten dazu Eßwaaren in Ueberfluß. Gegen Abend begann der Donner der Kanonen. Die Königstraße, die große Friedrichsstraße, die Breite-Straße wurden mit Kartätschen beschossen Das Haus des Conditor d'Heureuse, welches quer vor der Mündung der Breiten-Straße und dem Schlosse gerade gegenüber liegt, war in eine kleine Burg verwandelt, welcher das cöllnische Rathhaus zur Ueberfahrt diente. Auf der Zinne des d'heureuseschen Hauses wehete eine ungeheure schwarz-roth-gelbe Fahne. Dieses Haus wurde fürchterlich mit Granaten und Flintenkugeln beschossen und endlich von dem potsdamer Regiment mit schwerem Verlust erstürmt und eingenommen."

Aber dieser Gewinn der Truppen war nicht von Bedeutung. An anderen Orten erlitten sie Niederlagen. Als der junge Tag graute, war der Sieg des Volkes ganz gesichert.

Aber noch immer war der König unbeugsam und erklärte stolz, daß er wohl bereit sei die Wünsche des Volkes zu erfüllen, aber nicht wenn sie in Forderung, sondern nur, wenn sie in unterthäniger Bitte vorgebracht und zu gleicher Zeit die Barricaden vom Volke wieder weggeräumt würden.

Da aber erhielt er Kunde von verschiedenen Siegen des Volks, von der Erstürmnng und Einnahme mehrerer Kasernen, des Landwehrzeughauses und vieler Wachen, von der Gefangennehmung des Generals Möllendorf und endlich von der bedenklichen Stimmung einiger Bataillone.

Nun begann der König seinen großen Irrthum einzusehen. Der Aufstand fing an, seinem Hause und seiner Person zu nahen. Da bemächtigte sich Furcht und Schrecken seiner, und er fand sich jetzt aufgelegt und fähig, die Bewilligung aller Forderungen des Volkes zuzusagen und die Truppen in die Kasernen zurück zu befehligen.

Einen seltsamen Contrast zu dem hochfahrenden Tone des Königs vor der Entscheidung des Kampfs bildete der sehr gedrückte Ton der königlichen Bekanntmachung, welche am frühen Morgen des 19. März mit der Ueberschrift „an meine lieben Berliner" erschien. Ihr Schluß lautete:

„Hört die väterliche Stimme eures Königs, Bewohner meines treuen und schönen Berlins, und vergesset das Geschehene, wie ich es vergessen will und werde in meinem Herzen um der großen Zukunft willen, die unter dem Friedenssegen Gottes für Preußen und durch Preußen für Deutschland an-

brechen wird. Eure liebreiche Königin und wahrhaft treue Mutter und Freundin, die sehr leidend darnieder liegt, vereint ihre innigen thränenreichen Bitten mit den meinigen." Friedrich Wilhelm.

So hatte sich also der Monarch, der hartnäckig jede Forderung zurückgewiesen und vom Volke nur unterthänige Bitten genehmigen gemocht, entschließen müssen, selbst das Volk zu bitten."

Das war ein Uebergang von einem Extrem zum andern, und dieser hatte gewiß dem Könige einen fürchterlichen Seelenkampf gekostet. Aber wohl ihm, daß er diesen Kampf zu bestehen vermocht, denn nur eben dadurch konnte es ihm möglich sein, des Volkes Vertrauen wieder zu gewinnen.

Aber noch war dem allerdings sehr, sehr verirrt gewesenen Monarchen eine fürchterliche Rache zugedacht. Diese bestand darin, daß man die gräßlich entstellten Leichen der Gefallenen in sein Schloß trug und ihn zwang, diese schauerlichen Opfer seiner Verblendung anzubl cken, ja — wie behauptet wird — vor ihnen das Haupt zu entblößen.

Inzwischen hatte doch die — vielleicht wahrhafte — völlige Umwandlung der königlichen Gesinnung eine gute Wirkung gehabt, so, daß man ihn selbst

in der Stunde, wo man sich an ihm so furchtbar rächte, mit diesem und jenem freundlichen Zurufe segnete.

Das absichtlich ausgestreute Gerücht, daß der König den Kampf mit seinen Truppen nicht habe haben wollen, und daß ihn vielmehr der Kronprinz befohlen, befreundete mit dem König noch mehr; dazu befriedigte die Gewährung einer allgemeinen Volksbewaffnung und die Entlassung der bisherigen Minister.

So war es möglich, daß nach einigen Tagen Berlin voller Jubel war, als der König sich für die Revolution erklärte und mit der Verkündigung, daß er sich an die Spitze der revolutionären Bewegung stellen wolle, geschmückt mit den deutschen Farben und überwallt von einer großen dreifarbigen Fahne, durch die Straßen ritt.

Dieser in der That wunderliche Act des Königs wurde natürlich in fast allen außerpreußischen deutschen Staaten in einer Weise gedeutet, die dem König gar nicht behagen konnte und ihn über seinen abermaligen großen Irrthum enttäuschen mußte.

Möglich, daß ihm die gänzliche Umwandlung seiner Gesinnung, daß ihm der ungeheure Sprung vom absoluten Herrscher zum ersten Bürger eines Freistaates im Herzen gelungen war.

Allein er hätte erwägen sollen, daß Deutschlands Volk diesen Sprung, Angesichts der Hunderte von Leichen, die man in das Schloß trug, für unbegreiflich und unmöglich halten mußte. Eine solche Umwandlung der Gesinnung zu glauben, dazu gehörte mehr als die dreifarbige Fahne in der Hand des Fürsten zu sehen, dazu gehörten viele und große Beweise.

In der spätern Zeit gab Friedrich Wilhelm allerdings Beweise dafür, daß er einer gewissen Volksfreiheit nicht abgeneigt sei. Aber diese Beweise waren keineswegs groß und unzweifelhaft und von dem Willen, die Stelle eines ersten Bürgers eines Freistaates einzunehmen, zeigte er sich noch sehr entfernt.

So hatten denn nun alle deutschen Volksstämme diejenigen bürgerlichen Freiheiten und Rechte erlangt, ohne welche sie von einer Volksehre nicht sprechen konnten, und die in uralten Zeiten des Volkes heiliges Eigenthum gewesen waren.

Erst in der Periode des Herrenthums, wo es mittels des damals noch unbegreiflichen Christenthums, welches in jener Zeit statt des Lichtes Finsterniß verbreitete wie die Sonne in dem Augen eines

an Finsterniß Gewöhnten, Einzelnen gelungen war, sich über die Menge zu erheben und über ihr zu schalten; erst in dieser Periode war jenes heilige Besitzthum dem Volke aus den Händen gespielt worden.

Volkswehr, Volksgesetzgebung, freies Wort, Versammlungsfreiheit, Oeffentlichkeit und Mündlichkeit in den Volksverhandlungen, Gericht durch Geschworne, Gleichheit des Rechtes und der Abgaben, freie Wahl der Volksbeamteten ꝛc., alles das war eine Eigenthümlichkeit des deutschen Urvolkes und darin leuchtete die Freiheit, und diese Freiheit also war nun wiedergewonnen. Das Vorhandensein von Fürsten verneint diese Freiheit nicht, sondern setzte sie nur in Gefahr.

Am Volke war es jetzt, sie womöglich ohne blutige Umstürzungen zu sichern und eine neue Epoche vorzubereiten, durch welche auch diese Gefahr entfernt wird. Daß diese Epoche von selbst nicht ausbleiben kann, erkennt, wer der Geschichte waltenden Geist erkennt.

Nachdem nun die bürgerlichen Freiheiten wieder errungen waren, und zwar so von allen deutschen Volksstämmen in gleichem Gefühl und Takte wieder errungen waren, da blickten sich diese edlen Volksstämme staunend ins Gesicht und riefen aus: ja, jetzt wissen wir, daß wir alle nur ein einziges Volk

sind und nach Gottes Willen sein sollen, und daß es ein fürstlicher Trug war, uns glauben machen zu wollen, wir seien verschiedene Völker.

Da ergriff die Idee eines einigen, großen Deutschlands, welche bisher nur von Einzelnen ausgesprochen worden, mächtiger als je des Volkes Seele, und der Ruf, die edlen deutschen Bruderstämme zu einer einigen großen mächtigen und unzertrennlichen Familie zu vereinigen, erfüllte alle Gaue des Vaterlandes.

Aber bald erkannte man, daß, so lange die vielen Throne bestehen, eine wahre Vereinigung der deutschen Stämme unmöglich sei. Wollte man nun diese Throne nicht umstürzen — und das schien noch nicht rathsam — so mußte man eine künstliche Vereinigung schaffen.

Der deutsche Bundestag gab das Muster, nur war es nöthig, statt eines Scheinbildes, welches der deutsche Bundestag war, ein wirkliches Wesen hinzusetzen. Das hoffte man durch ein frei vom Volke gewähltes Parlament zu schaffen.

Bereits im dritten Theil des März sendeten die süddeutschen Volksstämme eine Anzahl als Patrioten bewährter Männer durch Deutschland, um die Völker zur Bildung eines allgemeinen deutschen Parla-

ments aufzufordern. Die Namhaftesten davon waren der ehemalige Minister von Gagern, Graf Lehrbach und Geheimrath von Sternenfels.

Man glaubte, daß diese Herren auch mit fürstlichen Aufträgen beladen seien, und möglich war dies. Aber die volksthümliche Trophäe, unter der sie reisten, verfehlte ihre Wirkung beim Volke nicht, und unter dieser erstickten die fürstlichen Plänchen, die etwa vorhanden sein mochten.

Die Regierungen sahen sich genöthigt, dem Drange des Volkes nachzugeben und die Wahl der Abgeordneten für ein deutsches Parlament so rasch als möglich stattfinden zu lassen.

Freilich gestattete die Eile des Volkes, das um seine Errungenschaften besorgt war, vorläufig nur ein Vorparlament zu bilden

Für dieses aber, welches sich bald durch die Bestätigung der alten Wahlen und neue Wahlen in das wirkliche Parlament — welches dann den Namen deutsche Nationalversammlung annahm — verwandelte, waren nach kaum zwei Wochen fast durch ganz Deutschland schon vollzogen, und am Ende des März trafen die meisten Abgeordneten in Frankfurt, der Sitzungsstadt, ein.

Aus Frankfurt lautet ein Bericht vom 30. März:

„Heute Abend gegen 7 Uhr trafen die sächsischen Abgeordneten hier ein. Sie waren unterwegs mit mehren aus andern Ländern abgesendeten Theilnehmern bei der Versammlung zusammengetroffen; aus Schlesien hatten sich Graf Reichenbach, Ronge, Abegg, Simon, Friedenthal und Stahlschmidt; aus Berlin, Dahlmann und Grimm, mehre Holsteiner, Braunschweiger, aus Mecklenburg 14 Rittergutsbesitzer zu ihnen gesellt, mit denen sie von Eisenach aus gemeinschaftlich in sechs vierspännigen Wagen, die mit großen schwarz-roth-goldenen Flaggen geschmückt waren, die Reise nach Frankfurt fortsetzten.

Auf derselben Straße, die vor Jahrhunderten oft die Fürsten der östlichen Theile Deutschlands mit großen wehrhaftem Gefolge durchzogen, um in der alten Kaiserstadt das Schicksal des Reichs zu entscheiden, reisten heute schlichte Bürger nach demselben Ziele und in gleicher Absicht ohne Geleit und bewaffnetem Schutz, sondern allein, stark durch ihre Liebe zum Vaterlande, durch ihren entschiedenen Willen, mit kräftiger Hand zu seiner Neugestaltung beizutragen, und durch das Vertrauen des gesammten deutschen Volks, das sie zu dieser hohen Mission berufen. Und dieses Vertrauen, diese innige Theilnahme des Volks an der frankfurter Versammlung

sprach sich bereits auf der Reise in allen bedeutenderen Städten, die der Zug passirte, auf das lebhafteste aus.

In Eisenach wurden die Abgeordneten von einer großen Volksmenge empfangen, die sie, nachdem Robert Blum auf eine an sie gehaltene kräftige Ansprache geantwortet, die schwarz=roth=goldene Fahne voran, in die Stadt geleitete. Bei der Abfahrt am Abend erschallten wieder aus der den ganzen Markt erfüllenden Volksmenge kräftige Vivats für die Abgeordneten und die von ihnen vertretene Sache. In Hanau zog ihnen gleichfalls die Volksmenge jubelnd entgegen, das Bürgermilitär paradirte, hunderte von Freudenschüssen ertönten, Blum, Ronge und Reichenbach sprachen unter enthusiastischem Beifalle zu der alle Straßen bedeckenden Volksmenge. Fast unbeschreiblich ist der Anblick, den Frankfurt beim Einzuge der Volksmänner darbot. Alle Häuser, bis in die engsten Gäßchen hinein mit Tannenreis und unzähligen schwarz=roth=goldenen Fahnen geschmückt, eine zahllose Menschenmasse jubelnd und Vivat rufend auf den Straßen, dabei ertönten fortwährend Freudenschüsse. Man sieht an dem Aeußeren dieser Stadt, daß ihre Bürger die ganze Wichtigkeit der Verhandlungen, die die nächsten Tage bringen werden, be-

griffen haben. Zur Theilnahme an der Versammlung haben sich heute Abend bereits gegen 460 Männer gemeldet.“

Die versammelten Abgeordneten in Frankfurt wählten sogleich einen Ausschuß von 7 Personen, welcher die deutschen Angelegenheiten aufnehmen sollte bis dahin, daß sich die Nationalversammlung erst völlig gebildet habe.

Am 31. März versammelten sich alle Abgeordnete im sogenannten Kaisersaale, um ihre Vollmachten prüfen zu lassen und nach einigen Stunden zogen sie unter Jubel, Musik und Kanonendonner in die Paulskirche ein, welche zu den Sitzungen der großen Versammlung eingerichtet und herrlich geschmückt worden war. Förmlich eröffnet wurden die Sitzungen der Nationalversammlung erst am nächsten Tage.

Gleich die ersten, welche sehr stürmisch waren, gaben Beweise, daß das deutsche Volk sich bei seinen Wahlen größtentheils schwer geirrt habe; und wie hätte dies anders sein können? Hatte es denn früher ein öffentliches Leben besessen? Hatte es denn seine tüchtigsten Männer kennen gelernt? War es ihm denn gestattet worden, sich in großen Versammungen bei freier Meinungsbezeigung kennen zu lernen? Wo hatte es nun Männer hernehmen sollen,

die in der Nationalversammlung nach seiner Idee zu wirken Trieb hatten, da es sie nicht kannte?

Da war es freilich natürlich gewesen, daß die Wahl auf Leute gefallen war, die nur durch Zufall oder aus nicht eben — im Sinne des Volks — achtbaren Ursachen eine hervorragende Stellung gewonnen hatten. Hier war es der Bürgermeister oder Justizamtmann, den man allgemein kannte: und man wählte ihn; — dort war es der Geistliche, den man allgemein kannte: und man wählte ihn, obschon man von seinem politischen Glauben auch nicht eine Spur kannte.

Solcherweise kamen eine Menge adliche Gutsbesitzer, Beamtete und Geistliche in die deutsche Nationalversammlung, welche viel besser in einen fürstlichen geheimen Rath, als in eine Versammlung von Vertretern eines zur Freiheit erwachten Volkes paßten.

Und schlimm, daß diese Leute in der Nationalversammlung eine so starke Zahl bildeten, daß sich diejenigen Männer in der Minderheit befanden, welche den Drang der Zeit begriffen und die richtige Richtung zu verfolgen entschlossen waren.

Am meisten politisch gebildet hatte sich bei den Wahlen das Volk in Sachsen und Preußen bewiesen,

wo fast nur liberale Männer mit der hohen Mission eines Volksvertreters beehrt worden waren. Am schlechtesten war in Oesterreich gewählt worden.

Daher erblickte man auch schon bei der ersten Verhandlung ein Bestreben der Majorität der Nationalversammlung, der Revolution Zügel anzulegen, um sie wieder zurückzureißen in die faule Pfütze der Feudalwirthschaft.

Aber zum Glücke war die liberale Partei, welche die linke Seite des Versammlungsortes eingenommen hatte, so stark, daß sie einen kräftigen Widerstand leisten konnte, der noch gebietender wurde durch die Sympathie des Volkes.

Es verdient erwähnt zu werden, daß sich das deutsche Volk gerade in einigen Männern von großem Ruf und Ruhm bitter getäuscht fand. Zu denen gehören Arndt und L. Jahn, (die sich jedoch erst in der spätern Versammlung zeigen), zwei Männer, welche als Demagogen von den Fürsten geächtet und vom Volke als Patrioten, als Kämpfer für die Volksfreiheit verehrt waren. Es zeigte sich bald, daß sie von der wahren Volksfreiheit wenig begriffen und daß ihr Hirn nur von dem funkelnden Glanze des ritteralterlichen Mittelalters verrückt gewesen war.

Die ernsten Berathungen der gegenwärtigen Ver-

sammlung betrafen die Wahl eines Präsidenten, welche auf Mittermaier fiel, die Geschäftsordnung des später eintretenden Parlaments und die vorläufige Sicherung der Errungenschaft des Volks.

Zu diesem Zwecke wurde, damit nicht alle Mitglieder des Vorparlaments, wochenlang hier zu weilen und aus ihrem Geschäftskreise herausgerissen zu sein brauchten, später ein größerer aus 50 Personen bestehender Ausschuß gewählt, welcher bis zum Eintritt des wirklichen Parlaments außer anderm auch die Vorlagen für dieses fertigen sollte.

Seine eigentlichste Function war aber, den verhaßten Bundestag zu neutralisiren, und das that er allerdings und zwar zum Glück der guten Sache.

Denn der Bundestag, der 31 Jahre lang für das Volk geschlafen und nur für die Fürsten gewacht hatte, wachte jetzt für die Fürsten lebendiger und ausschließlicher als je, suchte allerdings aber den Schein zu geben, als ob auch das Volk jetzt unter seinem Schutze stehen solle.

Durch ihn veranlaßt, unternahmen es siebzehn namhafte Männer einen Grundgesetzentwurf zu Behuf der Vorlegung bei der Nationalversammlung zu fertigen, nach welchem das deutsche Volk für das

Zugeständniß der von ihm errungenen Freiheiten sich mit einem deutschen Kaiser strafen lassen sollte.

Es sollte also nach ihrem Willen das Grundübel des deutschen Staats noch vergrößert, der Damm, gegen welchen die Völker einzig und allein zu stürmen hatten, um zu dem zu gelangen, was ihnen jetzt Bedürfniß war, dieser Damm also sollte jetzt nach ihrem Willen noch erhöht werden.

Und diese Männer nannten sich Vertrauensmänner des deutschen Volks. Ja, das waren sie vielleicht gewesen; jetzt aber waren sie nur Vertrauensmänner des deutschen Bundestags, mit dessen Vertrauen in der That kein Ehrenmann des Volkes beehrt sein mochte.

Der Funfzigerausschuß ordnete so rasch als möglich die Wahlen für die wirkliche Nationalversammlung an. Diese sollte schon am 1. Mai ihre Sitzungen beginnen; allein es war unmöglich, in so kurzer Zeit in dem weiten Reiche diese Wahlen zu endigen und die Gewählten zu versammeln.

Darum mußte die Eröffnung des Parlaments bis zum 18. Mai verschoben werden.

An diesem Tage aber fand sie statt. Ueber ihren Hergang lautet ein Bericht aus Frankfurt wie folgt:

„Die constituirende Nationalversammlung ist heute

Nachmittag 4 Uhr eröffnet worden. Unter Kanonendonner und Glockengeläute und durch ein Spalier der Bürgergarde begaben sich die Mitglieder, ungefähr 400 an der Zahl, aus dem Römer nach der Paulskirche, wo das Publikum sie mit Lebehochruf empfing. Der Alterspräsident, Syndicus Lang aus Honnover (Hofrath Behr hatte das Präsidium abgelehnt), eröffnete die Sitzung mit einer kurzen Anrede. Er rechnet sichs zur Ehre, einer Versammlung zu präsidiren, wie Deutschland sie noch nie gesehen, und die in Deutschlands Geschichte hoffentlich einen segensreichen Abschnitt bilden werde. Er warnt die Versammlung, ihren Beruf nicht zu verfehlen, weder durch Ueberstürzen in Ideen, deren Zeit noch nicht da ist, noch weniger durch Festhalten an Dingen, die einmal untergegangen sind. Hierauf wurde unter stürmischer Acclamation die Versammlung feierlich für constituirt erklärt. Sodann wird ein Schreiben des Bundestags an die Versammlung verlesen, womit er derselben die Hand reicht und Glück und Segen wünscht. Mühlfeld aus Wien beantragt, wegen Beantwortung dieser Zuschrift eine Commission zu ernennen. Zitz aus Mainz meint dagegen, es seien leere Complimente, und die Würde der Versammlung erfordere, gar nicht darauf zu antworten

(Worauf vom Volke Zurufe in verschiedenem Sinne erfolgen). Rettig aus Potsdam macht darauf aufmerksam, daß man vor Allem einer Geschäftsordnung bedürfe. Abgeordneter Wesendock aus Düsseldorf schlägt eine solche in sechs Paragraphen vor. Abgeordneter von Reden aus Berlin beantragt, den von Mohl, Murschel und Schwarzenberg verfaßten provisorischen Entwurf vorläufig anzunehmen und ihn sodann durch eine Commission von 15 Mitgliedern prüfen zu lassen."

Aus diesem Bericht, dessen nicht beigefügter Schluß noch eine Menge anderer Anträge aufzählt, ersieht man, mit welcher Hast die Mitglieder der Versammlung das große Werk anfielen, welches mit Ruhe und tiefer Ueberlegung hätte angegriffen werden sollen.

Dies war aber eine Erscheinung, die unausbleiblich war und leider einen schlimmen Einfluß haben mußte. Es war ein Beweis von dem Drucke, unter welchem sich das deutsche Volk befunden hatte, von der Furcht, wieder unter diesen Druck zu fallen, von der Begierde der Aristokratie, ihn wieder herbeizuführen, von dem Mißtrauen eines Jeden in die Stärke seiner Partei, überhaupt von dem ungeheuern Sprunge, den das deutsche Volk fast urplötzlich ge-

than hatte, und über den es selbst so in Erstaunen gerieth, daß es sich selbst kaum mehr kannte.

Die Wahl eines Präsidenten fiel auf den Minister von Gagern, der unter einem Scheine von Freisinnigkeit seine aristokratische Gesinnung versteckt hielt und somit eine gewisse Volksbeliebtheit gewonnen hatte.

Da sich die meisten Mitglieder im Vorparlament schon kennen gelernt hatten, so fanden sich die Parteien jetzt leicht zusammen, und es ließ sich bald übersehen, daß die aristokratische Partei bedeutend stärker vertreten war.

An der Spitze der Liberalen, welcher der Gedanke nicht fremd war, das Grundübel des Staates, die Herrscherthrone, schon jetzt in die Rumpelkammer zu schieben, stand der Abgeordnete von Leipzig, der wackere Robert Blum, ein Mann, der sich aus eigener Kraft und Fähigkeit zu einer hohen politischen Bedeutung erhoben hatte. Seine Gesinnung war so rein und sein Verstand so klar, daß man um des deutschen Volkes willen der gesammten Nationalversammlung Blums Gesinnung und Verstand hätte wünschen dürfen.

Die reactionäre, rechte Seite der Nationalversammlung — die ja daran gewöhnt war, mit den

unrechtlichen Normen des alten Systems zufrieden zu sein — sah sich sehr bald durch die Gewalt der liberalen Seite, welche sich auf die lebendige Sympathie des Volkes stützte, in Schrecken versetzt. Es kam ihr Alles darauf an, ihren Feinden den Mund zu verschließen und ihnen die Hände zu binden.

Deshalb brachte sie eine Menge Anträge ein, welche in eine executive, nicht aber in eine legislative Versammlung paßten.

Dadurch wurde das eigentliche Werk der Nationalversammlung, welches darin bestand, die Errungenschaften des Volkes zu berathen und in der rechten Form zum Gesetz zu erheben, ferner, dem gesammten Deutschland eine neue, zur gegenwärtigen Zeit passende Staatsform zu geben, sehr verzögert

---

Während so durch Bildung einer Nationalversammlung für die Einigung Deutschlands gestrebt wurde, beriefen die verschiedenen deutschen Fürsten — wie als ob zu zeigen, daß von einer Einheit Deutschlands trotz Nationalversammlung und dreifarbiger Fahne noch gar die Rede nicht sei — die Stände ihrer Reiche. Und wie die deutsche Natio-

nalversammlung ein deutsches Staatsgrundgesetz zu berathen oder zu schaffen hatte, so hatte nun jede Ständeversammlung ein Sonder-Staatsgrundgesetz zu berathen.

Es kam darauf an, daß die begeisternde Idee von einer deutschen Einheit und das Gefühl der Brüderlichkeit bei allen deutschen Stämmen allgemein war, wenn diese Anordnung der deutschen Revolution nicht zum großen Nachtheil werden sollte.

Doch die Fürsten fanden sich bald in ihren Erwartungen getäuscht. Die verschiedenen Ständeversammlungen, auf die Deutschland stolzer sein konnte als auf die Nationalversammlung in Frankfurt, ordneten sich so willig und entschlossen dieser Nationalversammlung unter, daß weder Reibungen der legislativen Körper, noch Spaltungen im Volke entstanden.

Daß die Wahlen für die Ständeversammlungen der einzelnen Staaten dem Zeitbedürfniß viel entsprechender ausgefallen waren als jene zur Nationalversammlung, das war vorzugsweise dem vom Volke errungenen freien Associationsrechte zu danken.

In Folge dessen hatten sich durch Deutschland verschiedene politische Vereine gebildet, die sich die Aufgabe stellten, das Volk über seine Stellung auf-

zuklären und es mit sich selbst bekannt zu machen. Diese Vereine hatten sich, als die Wahlen zur Nationalversammlung stattfanden, noch nicht so weit entwickelt, daß sie hätten einen bedeutenden Einfluß ausüben können. Auch bei den vorberathenden Ständeversammlungen, (wo solche stattfanden), denen eigentlich nur die Bestimmung eines neuen Wahlgesetzes oblag, war ihr Einfluß noch unbedeutend; aber bei den bald nach denen stattfindenden wirklichen Ständeversammlungen war der Einfluß der Vereine schon sehr gewaltig.

Als einer der mächtigsten und ehrenwerthesten steht der von Robert Blum gestiftete Vaterlandsverein da. Er ringt nach einer republikanischen Staatsverfassung, weil die Geschichte für Deutschland jetzt eine andere Verfassung nicht in Aussicht stellt.

Aber der Verein ist weit entfernt, sein Ziel durch gewaltsame und blutige Umstürzungen erreichen zu wollen wie einige demokratische Vereine, die jedoch nicht zu einem großen Umfange gelangt sind. Der Vaterlandsverein sucht auf dem Wege des Gesetzes, hauptsächlich dadurch zu wirken, daß er die Wahlen so lenkt, daß die Ständeversammlungen eine liberale,

nämlich der Revolution huldigende Majorität erhalten, durch welche natürlich das unblutig erlangt werden würde, was sich das Volk ohne Frage — würde es ihm vorenthalten — über Kurz oder Lang gewaltsam schaffen würde.

Der Verein hatte sich fast über ganz Mitteldeutschland verbreitet. In Sachsen aber befindet sich gegenwärtig kaum ein Dörfchen, in welchem er nicht seinen Sitz hätte.

Mit ihm wetteifert der sogenannte deutsche Verein, welcher kaum etwas anderes ist als eine Gesellschaft von geldaristokratischen Bürgern.

Dieser Verein trägt an seinem Banner die Worte: „constitutionelle Monarchie und beschränkte Freiheit um der Sicherheit des Vermögens willen." Es ist natürlich, daß er eine sehr große Zahl von Mitgliedern gewann, zumal im Gelehrtenstande viele Personen die Ueberzeugung hatten, daß das Volk politisch noch viel zu unreif sei, um einer Republik Bestand geben zu können.

Allein der Umfang dieses Vereins, der der Geschichte lieber Stillstand als Fortschritt geben mag, blieb weit hinter dem Umfang des Vaterlandsvereins zurück. Dies zeigten die Wahlen zu der sächsischen

Ständeversammlung in dem gegenwärtigen Jahre, von denen wenigstens ¾ durch den Vaterlandsverein bewirkt waren.

Während die meisten politischen Vereine sich bestrebten, die Errungenschaften zu erweitern und zu sichern, setzten die Fürsten alle Kräfte in Bewegung, um ihre Gewährungen zu wesenlosen, bloß scheinenden Dingen zu machen.

In diesem Streben machte sich besonders der schwachsinnige, aber von sehr scharfsinnigen Erzaristokraten geleitete Kaiser von Oesterreich bemerklich.

Schon die Constitution, welche der Kaiser, dem politischen Unverstand seines Volkes mehr, als gut, zutrauend, gegeben hatte, war ein elendes Scheinding, welches Freiheiten gewährte, aber für den Thron die ganze monarchische Gewalt zurückhielt, unter welcher natürlich die Volksfreiheit immer zwischen Sein und Nichtsein schweben mußte.

Anfangs hatte man diese Constitution bejauchzt, aber bald gewahrte man ihre Mängel und wurde bitter und mißtrauisch gegen den Kaiser und sein Ministerium gestimmt.

Während Deutschland sich zur Freiheit erhoben, wollten aber auch die mit Deutschland, vorzugsweise Oesterreich verbundenen slavischen Völker sich aus dem Sclavenjoche befreien.

Am energischsten trat Ungarn auf. Es forderte, um seine nationale Selbstständigkeit zu sichern, ein eigenes Ministerium, und der Kaiser sagte ihm dies zu, stellte aber bald darauf, seine Zusage bereuend, dafür Bedingungen, welche die Ungarn unmöglich genehmigen konnten.

Die Ungarn hatten die Sympathie der Deutschen in Oesterreich, besonders der jungen Generation, ganz für sich, und so wurde die ohnehin schon schlimme Stimmung durch die ungarischen Angelegenheiten nur noch gereizter.

Die Studenten in Wien, welche als Helden von der letzten Revolution eine gewichtige politische Stellung gewonnen hatten, waren der Regierung ein sehr lästiger Dorn im Auge. Sie bildeten einen Theil der Nationalgarde, und als solcher war es ihnen desto leichter, ihre politischen Gefühle und Meinungen in der Bürgerschaft zu verbreiten.

Da sie nun in der ungarischen Angelegenheit zu Gunsten der Ungarn ein sehr lautes Wort sprachen, so meinte die Regierung die beste Gelegenheit gefun-

den zu haben, die jugendlichen Freigeister zu beseitigen, und sie verordnete die Aufhebung des bewaffneten academischen Corps und Einstellung seiner Mitglieder in das kaiserliche Heer.

Dadurch wurde die Erbitterung noch mehr gesteigert und keineswegs abgekühlt durch einen neuen Aufstand, welcher das Ministerium Fiquelmont zum Rücktritt zwang. Man wußte, daß die Politik des Ministeriums dem kaiserlichen Cabinet entstamme, und darum endete mit dem Ministerium die Erbitterung nicht.

Diese steigerte sich bald durch das Wahlgesetz, welches die Regierung erließ, und nach welchem der Kaiser den vierten Theil der Senatoren zu wählen hatte. Diese Gewalt in den Wahlen, welche der Kaiser sich vorbehielt, vereint mit der Art der beiden Kammern, welche die Constitution vorschrieb, waren freilich wie Hohn für ein Volk, welches sich frei nannte.

Nun traten die Wiener zum Kampfe gegen die speculative Hofpartei auf. Die Studenten reichten eine Sturmpetition ein, in welcher sie forderten: „Zurücknahme des Tagesbefehls vom 13. Mai wegen Aufhebung des politischen Centralcomitee der Nationalgarde, 2) Aufhebung des Wahlgesetzes und Erlassung eines neuen mit nur einer Kammer oder

bessere Zusammensetzung der ersten, — daher möge sich Sr. Maj. der Kaiser der Ernennung von Staats-mitgliedern enthalten, sowie auch die kaiserlichen Familienglieder ausgeschlossen sein sollen. 3) Entfernung des Militairs aus der Stadt und Zuziehung desselben nur auf Verlangen der Nationalgarde, daher gemeinschaftliche Besetzung der Stadtthore und Wachtposten. 4) Rechtfertigung wegen der Alarmirung der Nationalgarde in der Nacht vom 14. zum 15. Mai."

Das Ministerium konnte nicht anstehen zuzusagen, denn mit den Studenten stand auch eine Volksmenge von mehr als 40,000 Menschen, zum Theil Nationalgardisten, bewaffnet und drohend da.

Das wichtigste Zugeständniß war übrigens das, daß die kaiserliche octroyirte Verfassung zurückgenommen und eine neue zu schaffen den frei vom Volke gewählten Abgeordneten einer constituirenden Versammlung überlassen werden sollte.

Ungeheurer Jubel folgte diesen Zugeständnissen, allein die Mißstimmung und das Mißtrauen waren demungeachtet nicht beseitigt, und alle Verhältnisse blieben so drohend, daß das Ministerium Pillersdorf sich genöthigt sah, abzutreten.

Das kaiserliche Cabinet war um die Herstellung eines neuen Ministeriums in der schwersten Verlegen-

heit, und dies, verbunden mit der Ungeduld des Volkes, setzte den Kaiser so in Schrecken, daß er am 17. Mai Abends mit seiner ganzen Familie und seinen Rathgebern die Flucht nach Innsbruck ergriff

Die Verlegenheit und Wuth des Volkes erhob sich nun aufs Neue. Man kannte die Gefahr, in welcher die errungenen Freiheiten sich befanden, wenn der Mann, welcher für dieselben Bürge zu sein hatte, im Besitz vollkommener Freiheit sich befand. Deshalb wurde stürmisch die Rückkehr des Kaisers verlangt.

Der Kaiser aber sah den Ruf der Wiener für etwas ganz anderes an, als er war. Er meinte, das Volk könne ohne ihn nicht leben und fühle das. So schien ihm denn seine Flucht ein Sieg, und er meinte, nun einen Triumph feiern zu können.

Er that also seinen Wienern kund, daß er recht gern bereit sei, in die Mitte der Bewohner seiner lieben Residenz zurückzukehren, dafür aber müssen sie es sich gefallen lassen, daß alle Gewährungen vom 15. und 16. Mai für nichtig erklärt und die academische Legion und das politische Comitee der Nationalgarde aufgelöst werden.

Darob hohnlachte natürlich das Volk sehr und erwiderte Sr. Majestät, daß von einer solchen Be-

dingung nun und nimmermehr die Rede sein könne; vielmehr verlange man, außer der Rückkehr Sr Maj. die vollständigste Bestätigung aller jener Errungenschaften.

Und damit er auch die ganze Festigkeit des Willens sehe, stellte sich am 26. Mai wieder die ganze Bevölkerung von Wien unter Waffen, wodurch natürlich die Auflösung der academischen Legion und der politischen Nationalgardencomitee unmöglich gemacht wurde, wenn das Ministerium nicht einen neuen Kampf riskiren wollte, dessen Ausgang durchaus nicht gesichert war.

Aber ohnedem schon war das Ministerium in Gefahr, da das Volk glaubte, von ihm seien die Schritte des Kaisers ausgegangen. Schon bereitete sich ein neuer gewaltiger Sturm vor, und der Herr Ministerpräsident von Montecuculi war in sehr großer Angst.

Die Verhältnisse wurden immer drohender. Am Nachmittag füllte sich die Stadt mit Barricaden Die Läden wurden geschlossen. Die Straßen waren mit Menschen gefüllt, von denen keiner unbewaffnet war. Einige Posten waren von der Regierung mit Militair besetzt worden; das steigerte die Erbitterung, und schon ordnete sich die Menge zu kriegerischen

Massen. Die Brücken wurden gesperrt, die Sturmglocken in Bewegung gesetzt.

Da erschien plötzlich folgende Kundmachung:

I. Der Ministerrath hat, um dem dringenden Wunsche der Bevölkerung für die Abwendung größerer Gefahren und dem Begehren der academischen Legion zu entsprechen, beschlossen, nicht auf der Vollziehung der Auflösung und Vereinigung der Legion mit der Nationalgarde zu beharren, und erwartet, daß die academische Legion aus eignem Antriebe selbst die Bürgschaften anbieten werde, um die Sicherheit und Rückkehr des Kaisers möglich zu machen.

II. Die Zusicherungen des Kaisers vom 15. und 16. Mai d. J. stehen in ihrer ganzen Ausdehnung aufrecht. Die academische Legion besteht unverändert. Das Militär wird sogleich in die Kasernen zurückgezogen, und die Thorwachen werden gemeinschaftlich von Nationalgarden, von der academischen Legion und dem Militair in gleicher Stärke bezogen.

III. Das Militair erhält hiermit den Befehl, sogleich abzuziehen. Den Arbeitern wird zugleich fortan Arbeit verschafft werden, wogegen sie zur Herstellung der Ruhe zu ihrer Arbeit zurückzukehren haben."

Dieser Erlaß des Ministeriums befriedigte völlig; allein die Bürgschaft für die in demselben enthaltenen Zugeständnisse beruhete in dem Kaiser, und dieser war fern.

Deshalb beschloß das Volk, sich ruhig zu verhalten, aber seine gebieterische Stellung nicht aufzugeben. Und das that es, und dadurch zwang es den Kaiser, noch ausdrücklich den Ministerialerlaß zu bestätigen, was am 3. Juni geschah.

Mit dieser Bestätigung war zugleich das kaiserliche Versprechen verbunden, alsbald durch die gewährten freien Wahlen die constituirende Reichsversammlung in Wien zusammentreten zu lassen, und sodann dahin zurück zu kehren.

Beides verwirklichte sich. Am 23. Juli wurde die erste Sitzung der constituirenden österreichischen Reichsversammlung eröffnet, und am 12. August hielt der Kaiser mit großem Pomp — der freilich nach den vorausgegangenen Ereignissen dem Schicksale, belacht zu werden, nicht entgehen konnte — seinen Einzug in Wien.

Hiermit endete der zweite Act der großen Revolution in Oesterreich.

Während dieser Ereignisse in Oesterreich ging es auch in dem übrigen Deutschland stürmisch genug her. Jetzt waren es vorzüglich die untersten Volksschichten, welche ihre Revolution feierten, in dem südlichen und westlichen Deutschland die Bauern, in dem nördlichen Deutschland die Arbeiter.

Jene so wenig wie diese begriffen, daß die Revolution vorläufig vorüber sei, und ihnen durch die in die Ständeversammlung und Nationalversammlung gesendeten Abgeordneten geholfen werden müsse.

Freilich war diesen Versammlungen, namentlich der in Frankfurt, durchaus nicht anzusehen, daß sie, dem Volke zu helfen, Kraft oder Geschick habe. Genug, jene beiden Volsklassen suchten sich selbst zu helfen. In Süddeutschland brachen die Bauern gegen die Rittergutsbesitzer, ihre Lehnsherren, los, zwangen sie, ihre Feudalrechte aufzugeben, und richteten Manchem, dessen Persönlichkeit ein Gegenstand des Hasses war, nicht geringes Unheil in seinen vier Pfählen an.

Die Arbeiter dagegen im nördlichen Deutschland nahmen gegen ihre Principale eine gebieterische Stellung ein und forderten nicht bloß Beschränkung der Arbeitszeit, sondern auch höheren Lohn.

Unter den Theilnehmern an diesem unblutigen

Separataufstande zeichneten sich besonders die Buchdrucker dadurch aus, daß sie mit einem sicheren, guten Tacte processirten und bei all ihren Schritten darauf achteten, daß das Gesetz die Basis derselben bleibe.

Die Einmüthigkeit der Arbeiter, welche entschlossen waren, im schlimmsten Falle in Gesammtheit ihre Werkstätten zu verlassen und durch eine Art Communismus unter sich diesem Schritte selbst für eine längere Zeit die Möglichkeit zu erhalten — diese Einmüthigkeit zwang freilich die Geschäftsherren zur Nachgiebigkeit.

Allein nur zu bald wurde durch den unter den Unruhen gänzlich zerstörten Credit der Geschäftsverkehr so gehemmt, daß die Herren ihre Werkstätten schließen und die Arbeiter entbehren konnten.

So trat nun in diese Volksklasse diejenige Brodlosigkeit, welche sie früher für Nichts geachtet zu haben schienen. Mit der Noth kehrte die Demuth wieder, und mancher der Aufständischen wäre froh gewesen, unter noch drückenderen Bedingungen, als die in der früheren Zeit waren, Arbeit zu erhalten.

Das aber geschah größtentheils nicht. Die Arbeitsbedingungen blieben besser, aber gearbeitet konnte nicht werden, weil keine Aufträge vorhanden waren.

So blieb den Arbeitern also eigentlich nur ein Gewinn für die Zukunft.

Aber es waren auch Unruhen politischer Art, welche in dieser Zeit Deutschland bewegten. Nur zu bald hatte das Volk die Fehler gewahrt, die es bei den Wahlen für die Nationalversammlung begangen, und wie wenig diese Versammlung in seinem Sinne zu beschließen fähig war; zugleich sah es mit Mißmuth, wie sich an die Stelle des Adelsaristokratismus eine Art Bürgeraristokratismus, der seine Grundlage im Gelde sah, drängte und, den Ideen der Throne huldigend und schmeichelnd, eine Art von Herrschaft über die besitzlosen Stände zu gewinnen suchte.

Auch dieses Uebels Mutter war das Vorhandensein von Herrscherthronen.

Da fand natürlich die republikanische Staatsart, welche den Menschen als Menschen, nicht als Armen oder Reichen wägt, viele Verehrer. Allenthalben sah man Republikaner gleich wie neugeborne politische Menschen hervortreten.

In fast jeder Stadt bildete sich ein republikanischer Verein, und diese Vereine wuchsen theilweise zu mächtigen Massen an.

Freilich waren unter diesen Republikanern die wenigsten solche, die aus Erkenntniß der Geschichte und aus Kenntniß der Urbestimmung der Welt Republikaner waren; allein diese Erkenntniß und Kenntniß mußten sie bald durch die gebildeteren ihrer Genossen gewinnen.

Aber der Wunsch aller dieser Republikaner war schon jetzt, in Deutschland eine republikanische Staatsverfassung einführen zu sehen. Die ungeheuren Hindernisse, welche solchem noch entgegenstanden, wurden gering geachtet. Man hatte die Revolution schon so Großes vollbringen sehen, und zweifelte daher nicht daran, daß sie auch noch Größeres vollbringen würde, wenn man es von ihr verlangte.

Da wurde mancher Plan und mancher Versuch zur Ausführung desselben gemacht. Allein die aus tiefer politischer Unbildung des Volks hervorgegangenen Wahlen für die deutsche Nationalversammlung, sie waren gerade ein Haupthinderniß, und dies war am wenigsten beachtet worden.

Auf die Nationalversammlung stützten sich die Throne und Aristokratie, und die Ständeversammlungen der Einzelstaaten mußten nothwendig mit dieser Versammlung zusammenhalten, um den einzel-

nen Thronen nicht Gewalt in die Hand kommen zu lassen.

Der erste Versuch, eine republikanische Staatsverfassung herzustellen, fand mit Beginn des deutschen Vorparlaments statt.

Schon am 19. März hatten Struve und der als patriotischer Volksvertreter hochberühmte Hecker eine große Volksversammlung in Offenbach bei Frankfurt gehalten und in dieser dem Volke erklärt, daß gegenwärtig Deutschlands politische Bestimmung die Republik sei.

Der ehrwürdige Itzstein widersprach seinem Freund Hecker und versicherte ihn, daß die Zeit noch nicht da sei, in welcher er sich mit dem deutschen Vaterlande zu befinden glaube. Noch könne die Gewalt über dem Volke nicht gänzlich aufgelöst werden; erst müsse es sich unter dieser Gewalt an den Genuß der errungenen bürgerlichen Freiheiten gewöhnen, damit, wenn jene Gewalt aufgelöst werde, es die Freiheit nicht mißbrauche, wodurch es ja dieselbe in neue Gefahr versetze.

Allein Hecker wurde durch Itzstein nicht überzeugt, und schwieg nur vorläufig. Struve aber arbeitete offen und rüstig in dem begonnenen Werke fort. Die Nachricht, daß Tausende von Deutschen unter An-

führung des Dichters Herwegh, Bornstädts und Anderer, unterstützt von der französischen Regierung, sich rüsten in Deutschland einzuziehen und die republikanische Fahne aufzupflanzen, ermuthigte die republikanische Partei so sehr, daß es Struve wagte bei dem deutschen Vorparlamente ein republikanisches Manifest einzubringen.

Darüber entsetzte sich natürlich die aristokratische Majorität dieses Parlaments sehr, und Struve mußte seine Hoffnung auf die bald zusammentretende Nationalversammlung stellen.

Inzwischen aber wendete er alle Kräfte auf, um das Volk über seine Bestimmung aufzuklären. So hielt er am 26 März eine große Volksversammlung in Freiburg, nahe der Schweiz, und suchte hier seinem Werke eine sichere Grundlage zu geben, indem sich hier die bedeutendste Majorität des Volkes für die Republik interessirt fühlte.

Struve versäumte nicht, eine briefliche Verbindung mit den aus Frankreich herbeiziehensollenden republikanischen Schaaren von Deutschen anzuknüpfen, wodurch natürlich der Bewegung Planmäßigkeit gegeben werden konnte, welche den Ausgang einigermaßen sicherte.

Allein mehre Briefschaften fielen den Behörden in

die Hände, der Plan wurde entdeckt, und dadurch der republikanischen Sache geschadet, daß ein neuer Plan angelegt werden mußte, was natürlich dem Unternehmen einen Theil Zeit entzog.

Inzwischen suchte der gefeierte Hecker in Frankfurt zu wirken, indem er hier die republikanische Partei dem Parlamente sich zeigen ließ, damit es die Ueberzeugung gewinne, daß die Majorität des deutschen Volkes republikanisch sei.

Im Interesse der republikanischen Sache forderte er, daß das Parlament sich permanent erkläre; allein sein Antrag erhielt keine Folge, und er mußte sich vorläufig darauf beschränken, in Frankfurt mit Struves Beistand ein republikanisches Comite zu bilden, durch welches in ganz Deutschland die Wahlen zur Nationalversammlung auf republikanisch gesinnte Männer gelenkt werden sollten.

Wie wenig Einfluß dieses Comite ausüben konnte, ist denkbar. Das deutsche Volk war ja noch mit sich selbst ganz unbekannt. Seine Fürsten kannte es wohl, aber seine Republikaner nicht. Ohne öffentliches Leben; wo hätten sich die Gesinnungen zeigen können?

Bald genug die Ohnmacht des republikanischen Comite in Frankfurt erkennend, sah sich Hecker nun

nichts weiter übrig, als durch Hervorrufung eines bewaffneten republikanischen Aufstandes die Republik in Deutschland einzuführen — denn daß von der bald zusammentretenden Nationalversammlung für seine Sache nichts zu erwarten war, das hatte er nun schon an den Wahlen erkannt, die hier und dort statt gefunden hatten.

Er eilte daher nach der Schweiz, wo er mit mehren Gesinnungsgenossen zusammentraf, von denen sich besonders der Lieutnant Willig aus Cöln namhaft gemacht hat.

Am 12. April erließen die drei Führer der deutschen Republikaner folgende Proclamation an die Aemter Donaueschingen, Engen, Blumenfeld, Billingen, Bonndorf, Neustadt und Hüsingen:

„Mitbürger, Bürger, Freunde! Der Augenblick der Entscheidung ist gekommen. Worte können uns unser Recht und unsere Freiheit nicht erobern. Darum fordern wir alle waffenfähigen Männer auf, Freitag den 14 April Mittags 12 Uhr in Donaueschingen auf dem Marktplatze mit Waffen und Munition in geordneten Zügen, mit Lebensmitteln auf 6 Tage versehen, zu erscheinen. Unsere Freunde Bruhn, Au, Willmann, Raus, Rasina und andere werden zu Euch treten und Euch sagen, was das Vaterland

von Euch erwartet. Sie sind bereit sich an Eure Spitze zu stellen. Struve ist bereits in Donaueschingen und wird der Versammlung mit Rath und That beistehen. Constanz 12 April 1848.

Hecker. Struve."

Der Aufruf blieb nicht ohne Wirkung. Bis zum 14 April hatten sich an 600 junge kräftige Männer eingefunden, die ihr Blut und Gut für die Herstellung einer deutschen Republik einzusetzen bereit waren. Inzwischen aber hatten sich an nicht fernen Orten ziemlich starke Militairmassen, aus Würtembergern bestehend, gesammelt, und diese rückten so schnell als möglich gegen Donaueschingen vor. Am Abend desselben Tages erreichten sie es.

Die republikanische Schaar, noch ganz ungeordnet, in kriegerischer Bewegung ganz ungeübt und ganz ungleich bewaffnet, konnte sich unmöglich mit den schon an Masse sehr überlegenen Truppen messen, und zog sich deshalb rasch zurück.

In Constanz wurde eine republikanische Regierung eingerichtet, und die Schaar nach verschiedenen Seiten hin ausgesendet, damit sie den Zuzug von Gesinnungs- und Schicksalsgenossen erleichtere.

Diese Maßregel war nicht ohne Erfolg. Bis zum 18. April hatte das republikanische Heer schon

die Stärke von 1500 Mann erreicht, und wäre es Heckern möglich gewesen, es durch ganz Deutschland zu führen, so würde es einen Umfang gewonnen haben, den alle deutsche Fürstenheere zusammen nicht besagten.

Ehe die Republikaner sich zum Kampfe anschicken konnten, hatten sie das Unglück, einige ihrer bedeutendsten Führer (Namens Rasina, Au und Raus) dadurch zu verlieren, daß dieselben verhaftet wurden.

Doch verzagten sie darum nicht und banden desselben Tages (19. April) noch ihren ersten Strauß mit dem badischen Heere, welches ihnen unter General Gagerns Führung bei Kandern entgegentrat.

Ehe Gagern den Befehl zum Kampfe geben mochte, wollte er versuchen über die Beilegung des Streites mit Hecker persönlich zu verhandeln. Inmitten beider Heere begrüßten sich die Anführer derselben. Gagern bat Heckern freundschaftlich, von der Idee, jetzt eine Republik herzustellen, abzustehen. Im Ganzen sprach er dasselbe was Itzstein früher gesprochen hatte.

Allein Hecker war seiner Idee entweder zu sehr einverleibt, oder er fühlte, daß er nun, da er bereits von der badischen Regierung zum Landesverräther

erklärt worden, und auf ihn gefahndet wurde, gar nicht mehr zurücktreten könne.

Genug, die beiden Heerführer, ohne mit einander etwas ausgerichtet zu haben, sprengten auseinander, und in demselben Augenblicke fand auch von Seiten des republikanischen Heeres der Angriff statt.

Einer der ersten, welche auf Seite des fürstlichen Heeres fielen, war der General Gagern, dessen Fall desto mehr beklagt werden durfte, da er eine gute Gesinnung für das Volk hatte und übrigens ein edler und rechtschaffener Mann war.

Sein Tod war für den Ausgang des Kampfes vom entscheidendsten Einfluß. Die Truppen liebten den General und waren durch seinen Fall zur fürchterlichsten Wuth gereizt. Sie griffen viel ernsthafter an, als sie es gethan haben würden, hätte sich jener Unglücksfall nicht ereignet.

Ihre Ueberlegenheit an Masse, Bewaffnung und Kriegsgeschick mußte bei ihrer Stimmung natürlich entscheidend sein. Die republikanische Schaar, noch nicht 900 Mann stark, wurde zersprengt und mußte flüchtend die Grenze zu erreichen suchen. Hecker mußte den Seinen folgen und sich schwimmend über den Rhein retten.

Sein Eifer hatte diesen ersten Unglücksfall ver-

ursacht. Hätte er die Ankunft einer anderen, eben so starken Republikanerschaar, welche sich soeben auf dem Heranzuge befand, abgewartet und sich mit ihr vereinigt, so würde er vielleicht diese Niederlage nicht erlitten, vielleicht einen Sieg errungen und die Begeisterung für die Sache der Republik in Deutschland ungeheuer gesteigert haben.

Nur allmälig sammelten sich die Reste der zersprengten Schaar auf schweizerischem Gebiete. Hier hatten sich bereits gegen 300 Arbeiter zu einem Bataillon vereinigt, und ein Heer von nahe an 2000 Mann unter dem Lieutnant Siegel vereinigte sich mit diesen.

Dieses Republikanerheer beging im Feuer für seine Idee wieder die Thorheit, der bedeutenden Verstärkung, die es in kurzer Zeit gewinnen mußte, nicht zu achten, und sogleich gegen die weit überlegene hessisch-badische Truppenmasse loszubrechen. Es hatte daher kaum ein wenig besseres Schicksal als die Schaar unter Hecker.

Das geschah am 23. April. Und nun konnte auch die Republikanerschaar, welche kaum 3 Tage später, von Frankreich kommend, bei Dossenbach anlangte, kein besseres Schicksal haben. Ihr Anführer war der berühmte Dichter Herwegh, der muthigste

Freiheitssänger, aber der feigste Freiheitskämpfer. Er flüchtete, sobald er des Feindes ansichtig geworden, wie Friedrich der Große vor seiner ersten Schlacht.

Es blieb ihm also doch der Trost, sich mit einem großen Helden vergleichen zu können. Freilich siegte sein Heer nicht wie Friedrichs Heer hinter dem Rükken des flüchtigen Feldherrn, auch durfte er nicht die Kraft in sich fühlen, das zukünftig zu werden, was Friedrich wurde.

Man sieht aus dem Beschriebenen, wie wenig Plan dem republikanischen Unternehmen unterlag. Es fehlte an einem Manne, der das Kriegswesen verstand.

Man sieht aber auch, daß im Volke nicht wenig Sympathie für die Republik vorhanden war, und daß, hätte die Schilderhebung in Mitten Deutschlands stattgefunden, sie wahrscheinlich einen glücklicheren Fortgang gewonnen haben würde.

Trotz des Verunglückens des republikanischen Aufstandes wurde die republikanische Partei in den deutschen Staaten immer stärker. Selbst das Bestreben der Fürsten, ihren Versprechungen untreu zu werden, verstärkte sie.

In Würtemberg trat sie zunächst offen hervor, doch gewann sie hier nicht besonders große Kraft,

da man hier nicht Ursache hatte, mit dem Fürsten sehr unzufrieden zu sein.

Anders war es in Herzogthum Altenburg, wo der Fürst mit der äußersten Hartnäckigkeit an seinen alten Rechten oder Unrechten hing und dem Volke Trotz bot. Dort trat die republikanische Partei Anfangs Juni in einen förmlichen Kampf mit den Monarchisten, deren Zahl sich als sehr schwach erwies, aber mit dem Fürsten fest zusammenhielt.

Die Verschiebung des Landtags ließ die Republikaner nämlich von Seiten der Gegner die Beabsichtigung eines Handstreichs vermuthen. Und diese Vermuthung war nicht ungegründet, da die Regierung durch die Wahlen, welche ganz im Sinne der Republikaner ausgefallen waren, in Schrecken und Befürchtungen versetzt war.

Die Vermuthung erwies sich aber auch als wohlbegründet, da der kräftigste Führer der republikanischen Partei, Advocat Erbe, auf Befehl der Regierung am 18. Juni verhaftet werden sollte.

Da erfüllte der Ruf:

„Das Volk ist verrathen!"

einige Augenblicke die ganze Stadt. Eilboten wurden in die Dörfer geschickt, und ehe der Abend anbrach, war die ganze Stadt von bewaffnetem Volke

erfüllt und alle Wege zur Stadt wimmelten von bewaffneten Bauernschaaren.

Bei diesem Schauspiel konnte man deutlich sehen, daß der bei weitem größte Theil der Bevölkerung des Herzogthums republikanisch gesinnt war.

Die Stadt wurde rasch vom herzoglichen Militair gereinigt. Allenthalben entstanden Barricaden, und die Thore und anderen Hauptposten der Stadt wurden von der bewaffneten Bürgerschaft besetzt. Die Sturmglocke läutete ohne Unterbrechung und rief vom Lande immer mehr Kämpfer herbei.

Die Wuth gegen den wortbrüchigen Fürsten und das Ministerium, welches es unternommen hatte, die Landtagswahl zu nothzüchtigen und nach Mißglükkung dessen den Landtag zu hintertreiben, war sehr groß.

Am Nachmittag erließen die Häupter folgende Proclamation:

„Altenburg behauptet seine Freiheit, gestützt auf seine Barricaden und den braven Sinn seiner Bewohner. Es stellt an den Fürsten folgende Bedingungen:

1) Entlassung der jetzigen Minister und sofortige Bildung eines neuen Ministeriums, bestehend aus den Bürgern v. Braun, Pierer und Cruciger.

2) Sofortige Einberufung des Landtags zum 21. Juni d. J.

3) Vollständige Amnestieerklärung.

4) Sofortige Entlassung des einheimischen Militairs.

5) Erbe, Dölitzsch, Douai und Cruciger haben den Oberbefehl in der Stadt bis auf Weiteres."

Die Verhältnisse waren so drohend, daß der Herzog nicht anstehen konnte, auf alle Vorschriften des Volks einzugehen.

Allein das Mißtrauen in diesen Mann war so groß, daß das Volk noch mehrere Tage in seiner drohenden Stellung verblieb.

Während dieses Actes war beim Volke vielfältig die Rede davon Altenburg für eine Republik, einen deutschen Freistaat, zu erklären. Nur die Rücksicht auf die Verhältnisse der republicanischen Partei an der Schweizergrenze und auf die Stellung der benachbarten deutschen Staaten hielt die Ausführung dieses Beschlusses noch zurück, wenn gleich mit Sicherheit auf die Beistimmung und Unterstützung der Bevölkerung der thüringschen Fürstenthümer gerechnet werden konnte; denn in diesen nahm die re-

publikanische Partei den bei weitem größern Theil der Bevölkerung ein.

Im Juni schlug diese Partei ihr Hauptlager unter dem Namen des demokratischen Congresses in Frankfurt am Main auf, um die aristokratische Nationalversammlung auf die ihr vom Volke vorgeschriebene Richtung gebieterisch hinzuweisen.

Und wenn gleich dieser Congreß von der Majorität der Nationalversammlung, welche sich auf die Kraft der fürstlichen Heere stützte, manche Beweise der Verachtung erfuhr, so läßt sich doch nicht ableugnen, daß er dieselbe mit ihren aristokratischen Plänen in gewisse Schranken zurücktrieb.

Aus dem ganzen Hergange der republikanischen Unternehmung aber läßt sich folgern, daß Deutschland von dieser Revolution die Republik zu erhalten nicht hoffen konnte.

Während dieser Parteibewegungen hatte sich auf mehren Seiten Deutschlands Krieg entwickelt; zuerst in der Lombardei, welche, der Freiheitsbewegung der anderen italienischen Staaten folgend, sich gegen Oestreichs freilich sehr drückendes Joch erhob.

Mailand, Venedig, alle bedeutenden Städte des österreichischen Oberitaliens erhoben sich. Die Besatzungen mußten dem Sturme weichen, die Zitadellen wurden dem Volke übergeben, und da sich nun der König von Sardinien, Karl Albert, der Lombarden annahm, so schien es, Oberitalien solle für Oesterreich verloren sein.

Am 30. März erließ der König von Sardinien an die Lombarden folgende Proclamation:

„Karl Albert 2c. an seine heißgeliebten Völker. Unsere Pflichten als König, die Verbindlichkeiten, welche uns eng mit den heiligen Interessen Italiens verknüpfen, erheischen von uns, mit unseren Söhnen uns in die lombardischen Ebenen zu begeben, wo jetzt das Schicksal des italienischen Vaterlandes zur Entscheidung kommen soll. Unser Heer, der Gegenstand unserer langjährigen Sorge und Liebe, folgt uns. Eine große Anzahl tapferer Bürger ist herbeigeeilt, mit uns die Mühen des Krieges und die Gefahren der Schlachten zu theilen. Unser Herz frohlockt über einen so erhabenen und allgemeinen Enthusiasmus. Herrlich und glorreich ist es für uns, der Anführer so hochherziger Schaaren bei dem heiligen Unternehmen zu sein, welches zuerst von dem allererhabensten Papst Pius IX. begonnen worden. Den

Communalmilizen unseres Reichs, der Liebe unseres Volks vertrauen wir mit voller Zuversicht den Schutz unserer Familie und die Bewahrung der öffentlichen Ordnung, die erste Grundlage aller Freiheit, an. Treue Savoyarden, tapfere Ligurier, eurer Treue, eurer Ehre, eurem kräftigen Arme übergeben wir die Vertheidigung unserer Grenzen und unserer Seeküsten. Während der Abwesenheit Eurer Brüder im Heere werdet ihr Alle die gemessenen und würdigen Beschützer der freien Institutionen und der Unverletzlichkeit des Vaterlandes sein. Gegeben in unserem Generalquartiere zu Voghera am 29. März 1848.

Karl Albert."

Der Krieg der Lombarden gegen Oestreich gewann in Italien eine Art von Heiligkeit. Alle Priester predigten ihn, und fast alle Fürsten entschieden sich dort für denselben.

Die Weigerung des Papstes, an demselben Theil zu nehmen, rief in Rom eine Revolution hervor, und in späterer Zeit geschah um Aehnlichen willen in Neapel Aehnliches.

Die oberitalienisch-sardinische Armee wuchs durch die Truppensendung der italienischen Fürsten bald auf die Stärke von nahe an zweimalhunderttausend Mann mit einer zahlreichen Artillerie an.

Die österreichischen Truppen hatten sich bis unter die tyroler Berge zurückgezogen, erwarteten da ihre Verstärkung, und drangen unter der Führung des Generals Radetzky zu Ende des Monats April wieder vor.

Das deutsche Heldenthum, welches in Italien schon so oft ein Triumpffest gefeiert hatte, bereitete sich auch diesmal ein solches. Nirgends gelang es den Italienern einen Sieg zu gewinnen, dagegen siegte das deutsche Heer auf mehr als einem Orte sehr glänzend, und ehe der Sommer verflossen war, befand sich Oesterreich wieder völlig im Besitze von Oberitalien.

Der König von Sardinien mußte einen Waffenstillstand mit Oesterreich schließen, und den Lombarden blieb nur die Hoffnung auf die Einmischung Frankreichs, in welcher Hoffnung sie sich jedoch bis auf den heutigen Tag getäuscht sehen. —

Aber nicht bloß hier, sondern allenthalben wo es zum Kriege mit fremden Nationen kam, bewies das deutsche Schwert die Würde seines uralten Ruhms als eine verdiente.

Schon der vorige König von Dänemark, das Aussterben seines Stammes voraussehend, hatte einen Plan angelegt, Holstein und Schleswig, ganz

gewiß aber Schleswig, beim Königreich Dänemark fest zu halten.

Vor etwa 400 Jahren hatten die Schleswig-Holsteiner einen König von Dänemark von demselben Stamme zu ihrem Herzog gewählt, dabei aber keineswegs das dänische Tronvererbungsgesetz für ihren Fürstenstuhl in Geltung gesetzt, vielmehr ausdrücklich bestimmt, daß die Fürstenfolge bei ihnen stets in den männlichen Linien bleiben und nie auf die weiblichen Linien des Hauses Oldenburg (welchem die Könige von Dänemark entstammen) übertreten solle.

Die verschiedenartigen Successionsordnungen stellten nun den Fall in Aussicht, daß auf die Fürstenstühle von Dänemark und Schleswig-Holstein zwei verschiedene Personen gelangen, und Schleswig-Holstein sich dann mit seinem besondern Fürsten, gemäß seiner Grundgesetze, Deutschland wieder anschließen werde.

Das zu hintertreiben, erließ der König Christian von Dänemark zwei Jahre vorher seinen offenen Brief, in welchem er erklärte, daß Schleswig-Holstein in jedem Falle mit Dänemark verbunden bleiben müsse.

Darüber entbrannte nicht bloß ganz Schleswig-Holstein, sondern auch ganz Deutschland in Unwillen. Dänemark aber arbeitete unbeirrt in seinem Plane, den es nun einmal ans Tageslicht gebracht hatte,

fort, und stärkte sich zu dem kühnen Entschlusse, selbst mit Deutschland einen Krieg einzugehen, durch Rußlands tückische Rathschläge und Versprechungen.

Der König Christian von Dänemark starb, und sein Sohn, der unfruchtbare Ehegatte zweier Weiber, trat die Regierung an, ohne mit anderen Versprechen seinen Dänen auch das geben zu können, durch Erzeugung eines Prinzen die gefährliche Schleswig-Holsteinsche Angelegenheit zu Dänemarks Gunsten zu beseitigen.

Es ist spaßhaft, in welchen Schwächen doch oftmals der Erde Gewaltige vor ihren Völkern dastehen müssen.

Der neue König aber nahm den Plan seines Vaters und seiner getreuen Räthe auf, und ließ jetzt, da er Deutschland unter der Gewalt seiner Revolution für ganz ohnmächtig hielt, manche gewaltsame Maßregel über Schleswig-Holstein ergehen.

Darob entbrannte die Wuth der Schleswig-Holsteiner, und sie riefen in ihr deutsches Mutterland herein, daß ihnen Schutz und Hülfe zugeschickt werden möge.

Nicht umsonst hatten die Schleswig-Holsteiner gerufen. Der Bundestag suchte sich bei dieser Gelegenheit noch einmal zu zeigen. Auf seine Anforde-

rung wurde alsbald in Preußen, Hannover, Braunschweig und Oldenburg gerüstet.

Die Dänen suchten zuerst ihre Seemacht fühlbar zu machen und dadurch Respect vor sich einzuflößen. Aber trotz des Einziehens ihrer Leuchtfeuer und trotz der Beschlagnahme mehrerer preußischer Schiffe schritten die Rüstungen fort, und vor Mitte April befanden sich schon an 15,000 Mann deutsche Truppen kriegsfertig in den verbundenen beiden Herzogthümern.

Am 23. April nahm der preußische Gesandte mit der Erklärung, daß die Beschlagnahme preußischer Schiffe, Seiten Preußens als eine dänische Kriegserklärung angesehen werden müsse, seine Pässe, und nun erst begann der kurze, für die Deutschen aber sehr glorreiche Krieg, durch welchen die Dänen, in jeder Schlacht besiegt, innerhalb einiger Wochen aus allen Theilen der Herzogthümer Schleswig-Holstein verjagt wurden

Die Dänen stellten sich aufs Neue nach einigen Wochen bei Gravenstein und Sonderburg zum Kampfe, wurden aber eben so tüchtig als früher geschlagen. Ebenso schlug das nur 350 Mann starke deutsche Freikorps des Majors Thann bei Hadersleben ein Corps von 1300 Dänen furchtbar.

Vor Ende des Monats Juni war Dänemark zu Lande völlig kriegsunfähig. Die deutsche Armee stand auf der Schwelle von Jütland, und das kleine Meerkönigreich sah sich nun durch nichts weiter geschützt als das Meer. Es mußte Friedensunterhandlungen anknüpfen.

Allein bauend auf seine Seemacht, durch welche es Preußen bereits einen ungeheuren Schaden angerichtet hatte, stellte es so unverschämte Bedingungen, daß man deutscher Seits darauf einzugehen Anstand nahm.

Aber die Rücksicht Preußens auf seinen sehr gestörten Seehandel zwang wenigstens einen Waffenstillstand auf 7 Monate zu schließen — zu Ende Juli. — Während desselben wird Deutschland sich in den Stand setzen, auch die dänische Seemacht unschädlich zu machen.

Wie nothwendig auch dieser Waffenstillstand für Preußen sein mochte, so gefiel er doch dem größeren Theile des deutschen Volks, der darin eine Selbstentehrung sah, so schlecht, daß darum eine Revolution gegen die aristokratische Rechte der Nationalversammlung am 18. September ausbrach, bei welcher zwei Mitglieder dieser Rechten, der Fürst Lichnowski und Herr von Auerswald, das Leben einbüßten. —

Während des Kriegs mit Dänemark hatte Preußen auch aufs Neue mit den Polen zu kämpfen, welche sich, den Aufstand des deutschen Volks zur Freiheit benutzend, wieder erhoben hatten.

Im Interesse ihrer Nationalität machten auch die Polen des Herzogthums Posen Forderungen vor dem preußischen Throne, und es wurde ihnen zugestanden, im Herzogthum ein reinpolnisches Staatswesen mit allen den bürgerlichen Freiheiten, die den Deutschen Völkern gewährt worden, herzustellen.

Allein die Polen ergriffen statt des Fingers die Hand, und statt das Gewährte zu nützen in rechter Weise, suchten sie auf Grund desselben das Herzogthum von allem zu reinigen, was in irgend einer Art deutsches Gepräg trug.

Dadurch mußte natürlich den Tausenden von Deutschen, welche in dem Großherzogthum wohnten, schweres Unrecht geschehen.

Das preußische Kabinet konnte Solches nicht gut heißen. Die Polen aber rüsteten sich rasch zum Kampfe und erlaubten sich hier und da unter der Anführung roher Leute unverzeihliche Gewaltthätigkeiten gegen Deutsche.

Der General Willisen, als Commissar nach Posen gesendet, strebte vergebens, die differirenden Ver-

hältnisse auszugleichen. Er mußte zurückkehren, und der Kampf des preußischen Heeres gegen die aufständischen Polen, der auf Seiten deren durch die Scheidung des Herzogthums in einen deutschen und polnischen Theil noch mehr erhitzt wurde, begann nun, wurde aber am 8. Mai vom General Pfuel durch Gefangennahme des polnischen Hauptcorps so gut als geendet.

Nachdem die deutsche Nationalversammlung lange nichts weiter gethan als einen nutzlosen Kampf ihrer Parteien angesehen, kam sie endlich auf die wichtige Frage, auf welche Weise den deutschen Reiche die möglichste Einheit gegeben werden könne.

Erkennend, daß diese Einheit ganz besonders durch die höchste Executivgewalt erzielt werden, und daß diese Gewalt bestehen müsse, bevor die Schöpfung eines Reichsgrundgesetzes etwas nützen könne, nahm die Versammlung sich mit besonderem Eifer der vorliegenden Frage an.

Aber diese Frage war es, wobei die Parteien aufs heftigste an einander gerathen mußten. Die

eifrigsten Aristokraten sammt den früher erwähnten Vertrauensmännern, die jetzt alle in der Nationalversammlung saßen, forderten, daß Deutschland einem erblichen Kaiser untergeben werde. Andere wollten einen Kaiser auf Lebenszeit, Wahlkaiser; die Linke, republikanischen Sinns, wollte, daß ein Präsident, dessen Abkunft bei der Wahl nicht in Betracht gezogen werden solle, an die Spitze des Reichs gestellt werde; wieder Andere, rein demokratischen Sinns, wollten, daß eine unter mehre Personen vertheilte Präsidentur errichtet werde.

Der Kampf wurde sehr hitzig, und da keine der Fragen zu einer wirklichen Entscheidung gelangen konnte, so mußte man sich entschließen, die zu schaffende oberste Executivgewalt als eine provisorische in Vorschlag zu bringen.

Für eine solche war es leichter eine Entscheidung zu gewinnen, doch war auch dabei der Kampf sehr heftig, und erst nach großen Stürmen setzte die Rechte die Wahl eines unverantwortlichen provisorischen Reichsverwesers durch.

Nun erhob sich der Kampf darum, ob der zu wählende Reichsverweser fürstlicher Abkunft sein müsse oder nicht. Der Präsident von Gagern wußte mit Schlauheit diesen Strudel zu überschiffen und

setzte zu Ende Juni die Wahl des Erzherzogs Johann unter dem Motto durch:

„Nicht weil er ein Fürst ist, sondern obgleich er ein Fürst ist.“

Die Volkspartei war durch List, aber vielleicht zu Deutschlands Heil, geschlagen worden.

Die Nationalversammlung sendete nun eine Deputation an den Erzherzog nach Wien, und dieser hielt am 11. Juni schlicht, aber feierlich seinen Einzug in Frankfurt am Main.

Nach einigen Tagen übernahm der Reichsverweser den Oberbefehl über die gesammte deutsche Heeresmacht zu Land und Wasser, und umgab sich mit einem Ministerium, welches aus folgenden Männern gebildet wurde: Fürst von Leiningen, Mevissen, von Beckerath, Mathy, Duckwitz, von Schmerling (für die Verwaltung des Innern), Bassermann, v. Peuker, Heckscher.

Aber die Wahl des Reichsverwesers mit solchen Rechten, als sie ihm gegeben waren, gefiel nicht bloß einem Theile des Volkes, sondern auch manchen Fürsten nicht.

Der König von Hannover, jener schon früher erwähnte Ernst August, erklärte geradezu, daß er den Reichsverweser nur so weit anerkennen werde, als

dessen Macht die Würde seiner (Ernst Augusts) Krone nicht schmälere.

Dagegen machten sich einige Mitglieder der Nationalversammlung das Vergnügen, dem König von Hannover zu erklären, daß er in diesem Falle ein Rebell sei, daß er sich nach England zurückverfügen mögen, wenn er die Beschlüsse der Nationalversammlung nicht achten wolle, und daß die Hanoveraner berechtigt sein, einen andern König zu wählen und irgend eine Staatsverfassung anzunehmen, sofern Ernst August, unzufrieden mit dem gegenwärtigen Zustande Deutschlands, seinen Thron verlasse.

In diesem Zeitraume hatten sich die Zustände in den größeren Einzelstaaten wieder ziemlich schlimm gestaltet. In Preußen trat der König, allzu ängstlich für seine königliche Würde besorgt, immer feindseliger der Ständeversammlung entgegen, und in Oesterreich gerieth der Kaiser durch die tückische Behandlung der Ungarn mit dem Volke in Collision.

Schon im März hatten die Ungarn beim Kaiser darauf angetragen, ein eigenes Ministerium zu erhalten, damit sie endlich von der Schmach, Zinssclaven anderer Nationen zu sein, befreiet würden.

Der Kaiser trug kein Bedenken, zuzusagen, allein

von seinen Rathgebern eines Schlimmern belehrt, nahm er bald sein Zugeständniß zurück, und erklärte, daß er der ungarischen Nation nie ein eigenes Ministerium zugestehen könne.

Doch abermals sah sich der Kaiser von den Verhältnissen gezwungen, zuzugestehen was gefordert wurde. Allein es war von seinen Räthen ein echt diplomatisches Plänchen entworfen, nach welchem das ausschließlich ungarische Ministerium durch die Verhältnisse unmöglich gemacht werden sollte, so daß des Kaisers Wille dabei ganz außer dem Spiele bliebe.

Der Plan schien glücken zu wollen. Kaum hatte sich das ungarische Ministerium gebildet, als die Südslaven, besonders Kroaten, sich gegen dasselbe erhoben und den Kaiser anriefen, dasselbe aufzuheben, indem sie überzeugt seien, daß nur ein österreichisches Ministerium, nicht aber ein magyarisches väterlich für sie sorgen und ihnen ihre volksthümlichen Institutionen erhalten werde.

Es war gleich zu erkennen, daß dieser Slavenaufstand gegen das selbstständige ungarische Ministerium nichts war als ein Kunststück des kaiserlichen Kabinets. Aber noch deutlicher zeigte sich das in der Folge in dem Verhalten des Ban Jellachich von Kroatien zu den Magyaren und dem Kaiser.

Die Ungarn erkannten das verrätherische Spiel. Um nun ihre volle nationale Selbstständigkeit zu bethätigen, ließen sie ihr Ministerium beschließen, die ungarischen Truppen, welche gegen das aufständische Oberitalien gesendet waren, zurückzuberufen, sofern das kaiserlich österreichische Kabinet nicht wegen des ferneren Gebrauchs dieser Truppen beim königlich ungarischen Kabinet einkomme.

Es war nicht zu leugnen, daß die Ungarn im Rechte waren. Das österreichische Kabinet ging ja aber eben darauf aus, das selbstständige ungarische Ministerium mit Gewalt zu vernichten, da es dasselbe kraft irgend eines Gesetzes oder Rechtes nicht hatte verhindern können.

Es entließ also nicht nur nicht die ungarischen Regimenter vom italienischen Kriegsschauplatze, sondern sendete auch noch andere ungarische Truppen dahin. Dadurch suchte es zugleich den Zweck zu erreichen, die Ungarn zu einem Nationalaufstande unfähig zu machen.

Die Ungarn führten nun natürlich eine sehr drohende Sprache, dagegen versprach der Ban Jellachich von Kroatien im Interesse des kaiserlichen Ministeriums Ungarn zu demüthigen und in ihm die alte Unterwürfigkeit wieder herzustellen.

Der Ban Jellachich aber war, (da Kroatien zu Ungarn gehörte) ein Beamteter des ungarischen Ministeriums und also an demselben in Folge jenes Schrittes ein Verräther.

Das Ministerium forderte also vom Kaiser, als ungarischem Könige, die Bestrafung des Verräthers. Der Kaiser war in Verlegenheit. Noch mehr beängstigten ihn die Unruhen in Wien. Er mißbilligte also die Verrätherei des Ban, bestrafte ihn aber nicht und entzog ihm noch weniger seiner Macht, wodurch sich noch klarer das tückische Spiel des kaiserlichen Kabinets herausstellte.

Jellachich beeilte sich aber nun in Folge der geheimen Befehle des Kaisers, sein Werk auszuführen, und brach zu Ende Mai mit einer großen Kroatenhorde in Ungarn ein. Es kam bald zu kleinen Gefechten, die nichts entschieden.

Aber in dem Rücken ihrer kleinen Landsturmschaaren sammelten die Ungarn große Massen, die schon im Juli dem Herrn Jellachich Beweise gaben, daß ihm seine diplomatische und kriegerische Verrätherei nicht eben die glänzendste Ernte bereiten werde

Doch waren die Kroaten nicht leicht zu vertreiben, und ihre Verwüstungen wurden immer ärger. Das ungarische Ministerium forderte nun mit der Drohung,

ihn seines Königthrons zu entsetzen, von dem Kaiser, daß er durch einen ernstlichen Befehl dem kroatischen Unwesen steure.

Aber der Kaiser spielte sein Spiel fort, hier gab er zusagende Worte, und dort gab er in umgekehrter Hinsicht Befehle, so, daß es Jellachich wagen konnte, im September Forderungen an Ungarn zu stellen, die alles das enthielten, was der Kaiser wünschte.

Jeder biedre Mensch war über diese schändliche Gaunerei entrüstet, vorzüglich aber bewiesen die Wiener ihren Unwillen.

Inzwischen wurde man in Ungarn der Betrügerei müde und ermordete einen Abgeordneten des Kaisers. Dagegen ernannte der Kaiser am 2. Oct. den Verräther Jellachich zum Generalcommandanten von Ungarn, hob den ungarischen Reichstag auf, erklärte alle seine Beschlüsse für null und nichtig, und gab Befehl, sofort 40,000 Mann mit zahlreicher Artillerie gegen die Ungarn zu ihrer Unterwerfung zu führen.

Da erhoben sich, ergrimmt über das Spiel, welches der Kaiser oder sein Kabinet mit den Ungarn spielte, die Wiener am 6. October zu einem furchtbaren Aufstande. Die Truppen werden am Abzug nach Ungarn durch Vernichtung der Eisenbahn ge-

hindert, das Zeughaus wird erstürmt, allenthalben werden die Truppen geschlagen, ein General und viele Offiziere fallen, der Kriegsminister Latour wird ermordet, aber zugleich wird der furchtbare Fehler begangen, den Kaiser mit seiner Familie abermals flüchten und sich in Sicherheit bringen zu lassen.

Die Truppen legten sich nun unter General Auerspergs Befehl vor die Stadt, die Stadt dagegen verschanzte sich, und der Reichstag, welcher sich in ihr befand, bildete eine höchste executive Behörde, zum Theil aber übte er auch selbst, entsprechend dem Drange der Verhältnisse, die Executivgewalt aus.

Während dessen war das Kroatenheer unter Jellachich von den Ungarn tüchtig geschlagen und über die österreichische Grenze getrieben worden.

Der Ban, dem es im Eifer, dem Kaiser zu dienen, nicht darauf ankam, wie und wo das geschehe, wendete sich sogleich gegen Wien und vereinigte sein Heer mit den österreichischen Truppen.

Jetzt war der Augenblick gekommen, wo der Kaiser für seine drei Niederlagen einen großen Sieg und Triumph gewinnen zu müssen glaubte. Jetzt, meinte er, müsse es ihm gelingen, nicht bloß alle den Ungarn, sondern auch alle seinen Deutschen gewährten Rechte wieder zurück zu erwerben. Er war ent=

schlossen, jetzt Wien, und dann Ungarn zu demoliren.

Eine ungeheure Heeresmasse wurde um Wien her gesammelt. In der Hoffnung, daß die Ungarn ihnen zu Hilfe kommen würden, ließen die Wiener dies geschehen.

Allein die Ungarn hatten so sehr für sich selbst zu thun, daß sie den heldenmüthigen Wienern unmöglich wirksamen Beistand leisten konnten, wie gern sie es auch gethan hätten.

Am 23. Oct. wurde Wien in Belagerungszustand erklärt, und am 26. begann von allen Seiten das furchtbarste Bombardement, nach welchem die fast gar nicht befestigte Stadt sich am 29. September ergeben mußte.

Der Kaiser beeilte sich nun den Reichstag aufzuheben und an einen anderen Ort zu verweisen; der Oberbefehlshaber des Heeres dagegen, Fürst Windisch-Grätz, der bereits in Prag eine sehr respectable Blutsucht bewiesen hatte, machte sich das Vergnügen, von den gefangenen Wienern so viele als möglich standrechtlich erschießen zu lassen.

Unter denen, welche ein solches Loos traf, befand sich auch das gefeierte Mitglied der frankfurter Nationalversammlung, Buchhändler Robert Blum aus

Leipzig, der von einer Partei jener Versammlung zu Schlichtung der Streitigkeiten nach Wien gesendet worden, und in den Tagen des Kampfes die Führung einer Compagnie übernommen hatte.

Nun gingen in Oesterreich die errungenen Volksfreiheiten fast alle wieder verloren. Sie waren gleichsam dem heldenmüthigen Ungarnvolke zum Opfer gebracht, dessen Freiheiten nun ein gleiches Schicksal erleiden zu müssen schienen.

Allein in den Sternen steht es oft anders geschrieben als in den Plänen der Fürsten, und heute bezweifelt man nicht, daß die Ungarn ihren unglücklichen Bundesgenossen alle dargebrachten Opfer wieder erstatten werden.

Nun aber war das kaiserliche Kabinet doch in schwerer Verlegenheit darum, ob es auch angehe, daß ein Kaiser in so greller Weise, als es hier geschehen mußte, sein Wort am Volke brechen dürfe.

Das schien nicht anzugehen. Da aber die Aristokratie unmöglich die Volksfreiheiten fortbestehen lassen konnte, so drängte sie den Kaiser Ferdinand zu seiner Thronentsagung und führte dagegen den Neffen desselben, einen achtzehnjährigen Knaben, Namens Franz Joseph, als unbeschränkten, durch keine Constitution und keine Gewährung in seiner Macht beschränkten Herrscher auf den Thron.

Noch ehe dies geschehen, und zwar gleich nach der Unterwerfung Wiens, war an den Fürsten Windisch-Grätz der Befehl gegeben, eine gleiche Execution an dem Königreiche Ungarn auszuüben.

Windisch-Grätz freute sich seiner hohen Mission und nahm, mit Orden geschmückt, sein Werk in Angriff. Er verstärkte sein Heer gewaltig und zog, verbündet mit dem Ban Jellachich, an den Ort seiner Bestimmung.

Die Ungarn, welche noch immer sich nicht kriegsfähig genug fühlten, zogen sich in die östliche Hälfte ihres Landes zurück, und der Fürst zog ihnen nach, jeden Schritt nach vorn dem Kaiserstaate hinter sich als einen ungeheuern Sieg verkündend.

Unterdessen aber hatten sich die ungarischen Corps gerüstet und geordnet und brachen nun im Anfang des Jahres 1849 furchtbar hervor. Sieg nach Sieg gewinnend trieben sie das kaiserliche Heer wieder zurück und bewiesen dem Fürsten Windisch-Grätz, daß ein großer Verheerer und Scharfrichter nicht allemal ein großer Held sei.

Noch ist der ungarische Krieg, der ohne Frage das Schicksal des österreichischen Kaiserthums bestimmen wird, nicht zu Ende geführt, und seine Beschreibung bleibt daher einer Fortsetzung dieser Geschichte vorbehalten.

Der Sieg, welchen die Herrschaft in Wien über das Volk davontrug, übte natürlich in den anderen deutschen Staaten seine Wirkung aus. Am stärksten war diese in Preußen, wo soeben eine Ständeversammlung so freisinniger Art ihre Berathungen hielt, als in ganz Deutschland vielleicht keine zweite gebildet worden war.

Gewiß nur mit innrem Zorn hatte der König, der, wie sich nun gezeigt hatte, noch ganz ein Fürst war, die freie kühne Sprache der Ständeversammlung, die sich sogar erdreistete ihm sein „von Gottes Gnaden" abzustreiten, ertragen, und er wünschte einen Augenblick zu finden, in dem er diese feindliche Partei ein wenig einschüchtern oder ganz beseitigen konnte.

Dieser Augenblick kam. Der König aber sicherte sorglich seinem Willen den Sieg, indem er eine ungeheure Truppenmasse in die Mark zog und dem ihm ergebenen General Wrangel, dem Dänenbesieger, den Oberbefehl über dieselbe gab.

Am 7. September hatte die Nationalversammlung das volksfeindliche Ministerium zur Abdankung genöthigt. In Folge dessen war das freisinnige Ministerium Pfuel gebildet worden. Und auch dieses mochte ein Dorn im Auge des Fürsten sein.

Als nun am 31. October der demokratische Verein

bei der Nationalversammlung eine Petition, den bedrängten Wienern preußische Truppen zu Hilfe zu senden, einbrachte, die Rechte der Versammlung durch Majorität die Petition abwies, und das Volk diese Majorität dafür thätlich zu strafen drohte, die Bürgerwehr sich aber weigerte, die aristokratischen Herren in ihren Schutz zu nehmen, so beeilte sich der König nun, das freisinnige Ministerium Pfuel zu entlassen, das volksfeindliche Ministerium Brandenburg, das längst im Vorrath gehalten zu sein schien, einzusetzen, die Nationalversammlung in Berlin, als unter der Gewalt der rohen Menge unfreiwillig stehend, aufzulösen und nach Brandenburg an der Havel zu verweisen und Berlin in Belagerungszustand zu erklären.

Gegen eine solche, zwar genügend motivirte, aber als einseitig doch ganz widergesetzliche Maßregel des Königs protestirte die ganze linke Seite der Ständeversammlung. Es entstand zwischen der Regierung und den Protestanten ein sehr heftiger Kampf. Ein Mißtrauensvotum gegen das Ministerium fruchtete nicht.

Da nahm sich das Volk in allen Provinzen seiner Abgeordneten an. Die Landwehr erklärte, mit der Ständeversammlung siegen oder sterben zu wollen, viele Kreise erklärten, nur der Ständeversammlung, nicht aber der volksfeindlichen Regierung Steuern

zahlen zu wollen, Väter forderten ihre Söhne aus dem Heere zurück u. a. m.

Da aber enschied die Erklärung der saubern Aristokratenversammlung in Frankfurt als der gegenwärtig höchsten Macht Deutschlands. Diese nannte die Maßregel des Königs gesetzlich und gut, die Beschlüsse der Nationalversammlung seit dem 4. November ungesetzlich, und machte es dem Volke zur Pflicht, sich den Anordnungen des Ministeriums Brandenburg zu fügen.

Nun konnte es der König wagen, dem Volke eine Verfassung nach seinem Belieben anzubieten. Und er that es, wagte aber doch nicht, sie der Revision einer späteren Ständeversammlung — denn aus der in Brandenburg wurde nichts — vorzuenthalten.

Diese Ständeversammlung ist gegenwärtig versammelt. Was sie mit der vom König entworfenen Constitution thun werde, zu schildern, bleibt einer Fortsetzung dieser Geschichte vorbehalten.

Während die Nationalversammlung bei den augenblicklichen Ereignissen in Deutschland nach ihrer Weise thätig zu sein sich bestrebte, berieth sie das

deutsche Reichsgrundgesetz, nach welchem die gefährliche Frage über die Einigung Deutschlands, nämlich über die Art der obersten deutschen executiven Gewalt, abermals vorgelegt und wirklich entschieden werden sollte.

Das Reichsgrundgesetz gab zu vielen Kämpfen der aristokratischen Rechten mit der liberalen Linken Anlaß, doch wurde es rascher zur Vollendung gebracht, als man erwartete.

Ob es das Volk, welches mit großen Erwartungen die Revolution begonnen, völlig befriedigen könne, ist aus ihm selbst zu ersehen.

Ich mag es noch nicht unternehmen, hier schon den Leser zu einer Ueberblickung des Geschehenen aufzufordern und Betrachtungen anzustellen. Die deutsche Revolution ist noch nicht am Ende. Wir haben die Wage nur auf und nieder schwanken sehen. Bis jetzt hat sie sich weder auf die eine, noch auf die andere Seite entschieden gesenkt, wenngleich in die eine Wagschale bereits ein Kaiser geworfen worden ist.

Druck von Sturm und Koppe in Leipzig.

Bayerische Staats-Bibliothek München

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Goehring, Carl,

Geschichte der Revolution von der großen französischen Umwälzung an bis auf unsere Tage

Bd.: 2

Lpzg 1848. 49

Eur. 328 x-2

urn:nbn:de:bvb:12-bsb10405935-9